This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

47597
31

WIDENER
HN YLHJ P

Velhagen & Klasings
Deutscher Schulausgaben.
79. Lieferung.

Einleitung und Kommentar
zu
Schillers Philosophischen Gedichten.

Von

Friedrich Albert Lange.

Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.

Preis gebunden 1 Mark.

Digitized by Google

Velhagen & Klasings

Sammlung Deutscher Schulausgaben.

Herausgegeben von Direktor Professor Dr. J. Wychgram.

Inhaltsverzeichnis.

Auswahl deutscher Gedichte für Schulen. Herausg. von Dr. Otto Lyon. 2 M. 20 Pf
Brant und Fischart. [redacted] wig Voigt. 50 Pf.
: Schiff von Zürich.
gewählte Sprüche.
hubatsch. 60 Pf.
rektor Prof. Dr.
50 Pf.
aetzoldt. 50 Pf.
50 Pf.
t Porträt. 75 Pf.
eben von Schulrat
Frau Rat. 75 Pf.
75 Pf.
R. Beer. 60 Pf.
lm. 50 Pf.
ösch horn. 60 Pf.
sche Denkmal bei
zug, gemalt von
sdael als Dichter.
Professor Dr. W.
60 Pf.
arneval. Sankt-
60 Pf.
at Professor Dr.
60 Pf.
nn. 60 Pf.
n von Oberlehrer
60 Pf.
Legerlotz. 80 Pf.
höheren Mädchen-
Legerlotz. Mit
gen und Geibels
90 Pf.
50 Pf.
. Band. 60 Pf.
Ähnlichkeit der
espeare Anmer-
chtung und Fabel.
75 Pf.
— Lessings Leben
75 Pf.
H. Voß. 90 Pf.
rausgegeben von
90 Pf.
Voß. 90 Pf.
J. H. Voß. Heraus-
90 Pf.
. Carel. 60 Pf.
eutsche Mythologie.
60 Pf.
nmengestellt. 80 Pf.
Wychgram. 50 Pf.

646.59

HARVARD UNIVERSITY

LIBRARY OF THE

GERMAN DEPARTMENT

ARY

Digitized by Google

H. S. Wheeler.
Ithaca, Oct. 14: 1898
cf. Zd. Hist. 1902: 769

Einleitung und Kommentar

zu

Schillers Philosophischen Gedichten.

Von

Friedrich Albert Lange,

weiland Professor der Philosophie in Marburg.

cf. Zd. Hist. XII: 543

Aus dem Nachlaß des Verfassers

herausgegeben von

Dr. O. A. Ellinen,

Oberlehrer in Einbeck.

Bielefeld und Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing.

1897.

Digitized by Google

~~47646.59~~
HARVARD UNIVERSITY
GERMAN DEPT. LIBRARY
FROM THE LIBRARY OF
PROFESSOR HORATIO STEVENS WHITE
FEBRUARY 8, 1936

47597.31

090 * 130

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Vorbemerkung des Herausgebers V
Einleitung XII
Philosophie und Poesie 1
Die Philosophie der Ideendichtung 25
Die Macht des Gesanges 34
(Poesie des Lebens S. 35.)
Der Tanz 47
Das Ideal und das Leben 51
1. Disposition des Gedichtes 51
2. Geschichte des Gedichtes 54
3. Erläuternde Bemerkungen 64
Der Genius 76
Die Ideale 80
Nachwort 92

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorbemerkung des Herausgebers.

Der Verfasser der vorliegenden Schrift über Schiller ist kein geringerer als der Geschichtschreiber des Materialismus. Daß der treffliche Mann die Arbeit, die ihm am Herzen lag und ihn wohl ein Jahrzehnt — natürlich mit großen Unterbrechungen — beschäftigte, nicht vollendet hat, lag zunächst an seiner fortwährenden Überbürdung mit augenblicklich dringenderen Aufgaben, dann an seiner furchtbaren Krankheit und seinem allzufrühen Tode.

Friedrich Albert Lange ist am 28. September 1828 als zweites Kind des Pfarrers J. P. Lange in Wald bei Solingen geboren. Sein Vater hat ihn fast um ein Jahrzehnt überlebt und ist im Jahre 1884 als Professor und Oberkonsistorialrat in Bonn gestorben. Zunächst wurde er wenige Wochen nach Alberts Geburt nach Langenberg bei Elberfeld berufen, nach einigen Jahren aber nach Duisburg, wo der Knabe zunächst die Volksschule, dann das Gymnasium besuchte. Der Vater, ein auch poetisch wohl beanlagter Mann, der ja auch sehr viele, besonders kirchliche Dichtungen veröffentlicht hat, beschäftigte sich viel mit seinen Kindern und sprach auch wohl scherzweise in Reimen mit ihnen, was besonders Albert sehr früh zur Nachahmung reizte. Es haben sich Verschen aus seinem 7. und 8. Lebensjahre erhalten. Zu Ostern 1841 wurde der Pfarrer Lange, bekanntlich ein außerordentlich fruchtbarer theologischer Schriftsteller, als Professor nach Zürich berufen und zwar zum Ersatz für David Friedrich Strauß, welcher ja infolge des „Züricher Putsches“ vor Antritt seiner Professur pensioniert worden war. Sehr rasch lebte sich Albert in Schweizer Leben und Schweizer Sprache ein und schloß auf dem Züricher Gymnasium manchen dauernden und folgenreichen Freundschaftsbund, so mit Fr. Meyer,

Digitized by Google

Bleuler und Kambli. Ostern 1847 verließ er mit einem guten Zeugnis die Schule, blieb aber auch als Student zunächst in Zürich, wo er philologische und theologische Vorlesungen hörte. Nach einem Jahre aber siedelte er nach Bonn über, um hier seine Studien zu vollenden. Ritschl und Welcker waren hier seine einflußreichsten Lehrer. Nach Absolvierung des Doktorexamens, der Oberlehrerprüfung und dann erst der militärischen Dienstzeit wurde er Hilfslehrer in Köln, wo er sich im Jahre 1853 vermählte. Sein junges Liebesglück hatte ihm manches empfundene und formschöne Gedicht eingegeben. Jetzt aber kam eine Zeit ernstester philosophischer Studien und im Herbst 1855 kehrte Lange nach Bonn zurück, diesmal als Privatdozent. Als solcher las er hauptsächlich über Psychologie, 1857 auch schon über Geschichte des Materialismus. Er verkehrte am meisten mit seinem Kollegen und Rivalen Überweg und einem kenntnisreichen Mediziner, Dr. Böcker. Da aber die Aussichten auf baldige Erlangung einer Professur gering waren, so ging Lange auf eine Anregung des bekannten rheinischen Schulrats Landfermann, ob er nicht geneigt sei wieder in die Praxis einzutreten, „in der er sich bereits so glücklich bewegt habe," ein und wurde Ostern 1858 ordentlicher Lehrer am Duisburger Gymnasium, dessen Schüler er s. Z. gewesen war. Die Urteile seiner vorgesetzten Behörden und seiner ehemaligen Schüler stimmen darin überein, daß Lange ein ganz ausgezeichneter Lehrer gewesen ist. Man hört wohl die Klage, daß die Schule uns den Schiller verleide. Das muß bei ihm nicht der Fall gewesen sein. Auch nüchterne Naturen werden heute, nach 40 Jahren warm, wenn sie sich der Augenblicke erinnern, da Lange ihnen das Lied auslegte von der Sehnsucht aus des Thales Gründen, die ein feuchter Nebel drückt, und ihnen das schöne Wunderland deutete, in das nur ein Wunder tragen kann.

Am Schillertage 1859, der bekanntlich in ganz Deutschland und überall, wo Deutsche zusammen waren, mit erhebender Begeisterung gefeiert wurde, hielt Lange die Festrede. Er legte sich die Frage vor, warum nicht Kants, nicht Mozarts, nicht Humboldts, nicht selbst Goethes Namen eine solche Begeisterung hervorzurufen vermöchten, als der Name Friedrich Schillers, und er stellt dar, wie Schiller der nationale Dichter sei, gerade weil er, von Natur ein echter Deutscher, von Bewußtsein ein Weltbürger war. „Wie die Gedanken der Volkssouveränität, des Weltfriedens, der Vernunftreligion und manche andere bewegende Gedanken des 18. Jahrhunderts, so hat auch die kosmopolitische Idee eine unvergängliche Seite. Ja, es giebt einen Kosmopolitismus der Zukunft, wenn es uns denn gestattet ist, in

Digitized by Google

die ferne Zukunft zu versetzen, was die Gegenwart als Ideal erkannt hat; ein Weltbürgertum, das die Schranken der Nation überwindet und als höchstes leitendes Bewußtsein die Bahnen des Weltverkehrs, gestützt auf den ewigen Frieden, zu einem gemeinsamen Ziele lenkt, dies Weltbürgertum ist sogar eine der unbedingtesten Forderungen der Sittlichkeit, und kein Patriotismus darf uns vergessen machen, daß über dem Zweck der Nationen der Zweck der Menschheit steht. Allein er ist auch weit entfernt davon, das Recht der Nationen auszuschließen. So wenig, wie die Familie das Recht des Individuums, oder die Nation das Recht der Familie, oder irgend einer anderen engeren Gemeinschaft aufhebt, ebenso wenig darf das Weltbürgertum zu einer Preisgebung der Nationalität übergehen, selbst im Ideal nicht."

Natürlich feiert Lange Schiller auch als Dichter der Freiheit und citiert hier wie später in der Arbeiterfrage die wuchtigen Worte Stauffachers von den Grenzen der Tyrannenmacht.

Lange legt ein Wort ein für die von der Kritik angefochtenen Episoden und Gestalten, wie Max und Thekla, die doch auch als segnende Genien durch manches junge Herz geschritten seien, aber Schillers eigentliches Ziel sieht er freilich in kraftvoller Darstellung lebendiger Thaten.

„Schillers Worte im Herzen der Jugend, aus der die neue Zeit fort und fort sich aufbaut: welch eine Muttermilch für den Geist der Nation!"

Der Geist aber ist es, der sich den Körper schafft, und so wird auch der deutsche Geist sich den Körper schaffen. „Und wie die Heldenjungfrau in Schillers Dichtung aus ihren Träumen erwacht und die Stunde des Handelns gekommen sieht, so möge denn auch Germania sich unter den Nationen Europas emporrichten und rufen:

Gebt mir den Helm!"

So sprach Lange am 10. November 1859. —

Im Herbst 1862 veranlaßte ihn ein Konflikt mit dem Provinzialschulkollegium, welches ihm wegen seiner Teilnahme am politischen Leben „Mangel an gereiftem Urteil und leidenschaftsloser Besonnenheit" vorgeworfen hatte, aus dem Schuldienst auszutreten. Er blieb jedoch in Duisburg, wo er nun Sekretär der Handelskammer und Mitredakteur der „Rhein- und Ruhrzeitung" wurde. Seine schon länger mit Vorliebe betriebenen statistischen und nationalökonomischen Studien befähigten ihn zu beiden Stellungen in vorzüglicher Weise; doch trat er auch von ihnen zurück, da seine politischen und socialen Ansichten sich mehr und mehr in radikaler Richtung entwickelten. Er vertrat diese nun

Digitized by Google

in dem vortrefflichen Schriftchen „Die Arbeiterfrage“ und in einem eigenen Blatte, dem „Boten vom Niederrhein“.

Vom Oktober 1865 datiert das Vorwort zu Langes Hauptwerk, der Geschichte des Materialismus, an welcher er neun Jahre gearbeitet hatte. In demselben heißt es auf Seite V „Unter allen Kantianern ist derjenige, welcher meiner Auffassung am nächsten geht, kein Geringerer als Schiller, und ich bedaure nur, daß der Plan meines Werkes ein näheres Eingehen auf die Philosophie des großen Dichters ausschloß.“ In der sehr erweiterten zweiten Auflage des Buches kommt übrigens Lange an vielen Stellen auf Schiller zu sprechen, am ausführlichsten im zweiten Bande auf Seite 62, 545, 547, 567.

Der „Bote vom Niederrhein“ ist noch nicht einmal ein Jahr lang erschienen. Durch den für Preußen glücklichen Verlauf des deutschen Krieges trat bekanntlich in der Bevölkerung ein Umschwung der Gesinnung zu Gunsten der Regierung ein, durch den sich Lange, der ihn nicht mitmachte, ziemlich isoliert sah. Er siedelte im November 1866 nach der Schweiz, und zwar nach Winterthur über, wo er sich mit seinem alten Schulkameraden Bleuler, der eine Buchhandlung und einen Zeitungsverlag innehatte, associierte und Mitredakteur des „Landboten“ von Winterthur wurde. In den nun folgenden bewegten Verfassungskämpfen des Kantons Zürich entfaltete er eine enorme und aufreibende Thätigkeit, in deren Folge der eiserne Mann im Herbst 1870 zum erstenmale schwer erkrankte. Gerade in dieser Zeit wurde ihm eine Professur für induktive Philosophie an der Universität Zürich übertragen, an welcher er schon vorher von Winterthur aus Vorlesungen gehalten hatte. Die deutschfeindliche Haltung der meisten Schweizer während des Krieges schmerzte Lange tief und mochte dazu beitragen, daß er sich 1872 entschloß, einer Berufung Falks an die Universität Marburg zu Michaelis 1873 zu folgen. Vorher hatte er noch in Tübingen von seiner nun chronischen furchtbaren Krankheit (carcinoma recti) durch eine Operation, die Bruns ausführte, Heilung gesucht. Von dort schrieb er seiner Frau: „Gestern im botanischen Garten las ich ‚Die Künstler‘ noch einmal. Ich konnte nicht umhin, die prachtvollen Verse, die mir immer besonders gut gefallen, ein wenig auf mich zu beziehen:

Mit dem Geschick in hoher Einigkeit,
Gelassen hingestützt auf Grazien und Musen,
Empfängt er das Geschoß, das ihn bedräut,
Mit freundlich dargebotnem Busen
Vom sanften Bogen der Notwendigkeit.

Kann man den christlichen Gedanken der Ergebung schöner auf philosophisch ausdrücken? Und dabei so durch und durch poetisch!“

Digitized by Google

Eine Vorlesung über Schillers philosophische Gedichte war es, die ihm in Marburg einen Wirkungskreis eroberte. Hermann Cohen sagt von Langes Vorlesungen: „Ich habe ihn selbst vortragen hören und stehe nicht an, ihn für einen bedeutenden Redner zu erklären. Schon sein Äußeres befähigte ihn zum Redner. Nicht großer Statur, war seine Haltung, noch in den Jahren der Krankheit, fest und gehoben, sein Kopf verhältnismäßig größer, so daß seine Gestalt größer erschien als sie war. Seine Augen hatten die Glut des Feuergeistes, und eine Tiefe, wie sie dem Auge des Mannes selten eigen ist. Seine Stimme war voll, mächtig, obzwar nicht tief.

Seine Rede schritt in gemessenen Perioden einher, auch im Ausbruch der Laune und des Witzes nicht eigentlich leicht. Er hielt es für eine der Hauptaufgaben des philosophischen Lehrvortrags, zugleich sittlich zu ergreifen, und seine ganze Persönlichkeit war die Darstellung geistigen Adels, vornehmen Freimuts, edler Kraft. Der Erfolg seiner Vorlesungen war ein großer, für eine lange Zeit sicherlich nachwirkender." Leider waren Lange nur noch zwei Jahre des Wirkens im Vaterlande beschieden. Am 21. November 1875 ist er nach furchtbaren, wundervoll ertragenen Leiden seiner tückischen Krankheit erlegen.

Er hätte noch vieles zu sagen, vieles zu vollenden gehabt. Im Oktober 1873 hatte er an seinen Freund Kambli geschrieben: „Unter meinen ferneren Plänen, deren Ausführung freilich sehr ungewiß ist, stehen im Vordergrunde ein scharf einschneidendes Werk über Logik (rein theoretisch, aber wie ich glaube, von erheblichen Konsequenzen), ein Lehrbuch der Psychologie (hier ist die kritische Arbeit schon gethan, und es handelt sich mehr um die glückliche Zusammenstellung des neuen Stoffes), die längst versprochene Ausgabe der philosophischen Gedichte Schillers mit Einleitung und Kommentar und endlich — eine Theorie der demokratischen Republik. — Letzteres Werk, dessen bloße Idee auseinanderzusetzen für jetzt etwas weitläufig würde, sollte die Hauptarbeit meines Lebens sein, kommt also zuletzt und ist leider deshalb am wenigsten in Aussicht. Das wäre ein Programm für etwa zehn Jahre, während ich vielleicht froh sein kann, wenn ich noch zehn Monate existiere!" . . . . .

Manches ist aus Langes Nachlaß veröffentlicht, so die „logischen Studien" von Prof. Cohen und ein meisterhafter Aufsatz über „die griechischen Formen und Maße in der deutschen Dichtung" im 12. Heft des 5. Jahrgangs der deutschen Rundschau.

Digitized by Google

Die unvollendete Arbeit über Schiller ist bis heute liegen geblieben und doch ist gerade sie schon zu Langes Lebzeiten gedruckt, respektive gesetzt worden; denn sie findet sich im Nachlaß, der von den Hinterbliebenen Langes pietätvoll aufbewahrt und dem Unterzeichneten für seine Lange-Biographie aufs liebenswürdigste zur Verfügung gestellt wurde, wunderlicher Weise nicht im Manuskript, sondern in sogen. Korrekturfahnen. Jedenfalls hat also Lange zu der Zeit, als ihm eine Druckerei zur Verfügung stand, in Winterthur die Arbeit in Vertrauen auf baldigste Vollendung und Herausgabe schon stückweise setzen lassen. Begonnen hatte er sie übrigens schon in Deutschland. Im August 1866 nämlich schreibt er an Kambli: „Ich schreibe Dir von Bonn aus, wo ich zu meiner Arbeit über Schillers philosophische Dichtungen Studien auf der Bibliothek mache." Im Dezember schreibt er dann an denselben von Winterthur, er werde diese Arbeit jedenfalls erst in „den nächsten Sommerferien" vollenden können. Immer mehr nahmen aber in der Schweiz Politik und Zeitung Langes ganze Arbeitskraft in Anspruch und der Schillerkommentar mußte zurücktreten. Am 2. Mai 1869 schreibt unser Philosoph an Überweg: „Es drängen sich immer neue Arbeiten mit gegründetem Anspruch auf Priorität vor meine Ausgabe der Schillerschen philosophischen Gedichte, und ich fürchte, nach der längeren Unterbrechung müßte ich auch diese Arbeit vielleicht nach ganz verändertem Plane wieder von vorn anfangen."

Das hat Lange ja dann gewissermaßen in seinen Vorlesungen über Schillers philosophische Gedichte gethan, zu denen er aber nach seiner späteren Gewohnheit nur ausführliche Dispositionen aufzeichnete.

Gewiß aber wäre es schade, die ältere ausführliche, ob auch leider unvollendete Arbeit über Deutschlands Lieblingsdichter dem deutschen Volke vorzuenthalten; denn sie gehört sicherlich zu dem Besten, was über diesen geschrieben ist. Ist sie doch auch, obzwar in gedrängten, intensivster praktischer Thätigkeit abgerungenen Momenten, so recht eigentlich mit Liebe geschrieben.

Für die Verehrung, welche Lange für Schiller hegte, spricht auch noch dies: Er trug sich lange mit dem Gedanken, die Ausführung der von Schiller geplanten Idylle zu versuchen, welche den Olymp nach des Herakles Himmelfahrt zum Schauplatz haben und ein Gegenstück zu dem schönen Hymnus „Das Ideal und das Leben" bilden sollte. Ein schwungvolles Gedicht an Schiller, das allegorisch sein, des Philosophen, Verhältnis zum

Digitized by Google

gabenspendenden Dichter behandelt, das aber dann vom Ideal weltvervollkommnende Kraft fordert, schließt mit den herrlichen Worten:

Leicht fliehn wir in des Ideales Reich,
Gerettet auf der Dichtung Flammenflügeln;
Doch zeugen laßt uns auch mit treuem Mund
Von dem, was wir geschaut. Des Sehers Spiegel
Zeigt dämmernd uns das kommende Jahrhundert;
Dem bleiben wir geweiht, und leise knüpft
Ein ahnungsvolles Band die Gegenwart
Durch uns an ihr unendlich Ziel.

Einbeck, November 1896.

O. A. Ellissen.

Digitized by Google

Einleitung.

In den letzten zehn Jahren hat Schiller als Philosoph mehr Würdigung gefunden, als je seit dem Erscheinen seiner philosophischen Schriften. Selbst damals, als seine ästhetischen Abhandlungen die Leser mit ihren lichtvollen Bemerkungen überraschten und durch ihren leichten sicheren Gang mit fortrissen, während die junge Berühmtheit des Schriftstellers und das frische Interesse für den Gegenstand fördernd zusammentrafen, wurde Schiller doch nur von wenigen so unumwunden als Philosoph anerkannt, wie dies in jüngster Zeit ziemlich allgemein geschehen ist. Den Kantianern war er meistens doch nur ein begeisterter Schüler und Interpret des großen Meisters; die Gegner haßten ihn mit samt der neuen Schule, deren Einfluß durch Schillers Ansehen so schnell und allgemein verbreitet wurde. Man konnte sich auch nicht darein finden, die schwierigsten Gegenstände der Philosophie in so schöner, ja oft durch den Reiz der Antithese blendender Sprache behandelt zu sehen*). Vielen machte die reizende Form den Inhalt verdächtig, weil sie die Philosophie nur in der trockensten Darstellung kannten; andere fanden sich enttäuscht, wenn sie trotz der gefälligen verlockenden Schreibweise sich des Gedankenganges nicht zu bemächtigen vermochten. Jene hielten die Würde der Philosophie für verletzt; diese zweifelten an dem philosophischen Wert der Arbeit, indem sie dem Schriftsteller zur Last legten, was die Schuld des Lesers war. Der

*) In einer Recension der Horen in der N. Bibl. d. sch. Wissenschaften 55. Bd. 1 St. S. 318 u. f. hieß es von Schiller: „Sein Stil ist nichts andres als eine ununterbrochene widerliche Mischung von gelehrt aussehenden abstrakten und schöngeisterischen Phrasen, eine lange Reihe von rhetorischen Künsteleien und ermüdenden Antithesen, die unmöglich so und in dieser Anzahl in der Natur der Dinge gegründet sein können."

Digitized by Google

Vorwurf der letzteren Klasse hebt aber den der ersteren auf, denn die schöne Form wäre nur dann zu tadeln, wenn sie die Schwierigkeit des Inhaltes verwischt und auch demjenigen die Illusion des Verständnisses gönnt, dessen Geist zur Erfassung des Gegenstandes nicht hinlänglich vorgebildet ist.

War es zu Lebzeiten Schillers das Übergewicht Kants und die Abneigung gegen vermeintlich belletristische Behandlung der Philosophie, was die richtige Würdigung seiner Leistungen verhinderte, so ging vollends in dem metaphysischen Rausch der ersten Decennien unseres Jahrhunderts fast auch das Andenken an Schillers philosophische Abhandlungen unter. Im größeren Publikum wurden jedenfalls die historischen Schriften weit mehr gelesen als die philosophischen, und da in den ersteren der Dilettantismus unverkennbar ist, so gewöhnte man sich leicht, auch die letzteren allzusehr in diesem Lichte zu betrachten. Die Litterarhistoriker faßten Schillers philosophische Thätigkeit im Wesentlichen nur als eine Unterbrechung des künstlerischen Schaffens, die nur durch ihren Einfluß auf die größere Reife der späteren Erzeugnisse von Bedeutung wäre. Die philosophischen Dichtungen erhielten durch diese Betrachtungsweise die noch unbedeutendere Rolle eines bloßen Überganges zur Poesie zugewiesen. Die Interpreten begnügten sich, die Parallelstellen aus den Prosaschriften zur Erklärung der Dichtungen heranzuziehen, so daß es fast scheinen könnte, als hätte Schiller den Gedankenkreis, der ihn damals beherrschte, einstweilen nur als Stoff benutzt, um sich ein wenig im Versemachen zu üben.

Die Ausdehnung litterarhistorischer Forschungen mußte in unserer Zeit schon von selbst zu einer Erneuerung des Andenkens an Schillers philosophische Abhandlungen führen. Dazu kam das rege Treiben auf dem Gebiete der Ästhetik, für welches Schiller mindestens in historischer Beziehung eine große Bedeutung gewinnen mußte. Endlich ist auch nicht zu leugnen, daß die Reaktion gegen die spekulative Philosophie gegenwärtig wieder der kritischen Schule Kants eine erhöhte Geltung verschafft hat, die auch Schiller zu gute kommen mußte. Längst war schon das Vorurteil gebrochen, als müßte die Philosophie notwendig in einer ungenießbaren Form vorgetragen werden; das Interesse für philosophische Fragen begann sich in jüngster Zeit von dem Nullpunkt, auf den es herabgesunken war, langsam wieder zu heben, und da nun die Säkularfeier von Schillers Geburtstag unerwartet tief in das geistige Leben der Nation eingriff, so konnte es nicht ausbleiben, daß auch der Philosoph Schiller dem Volk wieder in Erinnerung gebracht wurde. In Tomascheks trefflicher Monographie über Schiller in seinem Verhältnisse zur

Digitized by Google

Wissenschaft (Wien 1862) haben die philosophischen Abhandlungen eine ebenso umfassende und litterarhistorisch gründliche, als tief in den Gehalt eindringende Behandlung gefunden. Twesten hat das Verdienst, daß er in seiner kürzeren und allgemeiner gehaltenen Bearbeitung desselben Themas (Berlin 1863) stärker hervorgehoben hat, daß Schiller nicht nur Ästhetiker war, sondern Philosoph in der vollen Bedeutung des Wortes, und daß er die philosophischen Dichtungen besser als Tomaschek zu würdigen weiß. Kuno Fischer hat ein eigenes Schriftchen unter dem Titel „Schiller als Philosoph" (Frankfurt a. M. 1859) herausgegeben, welches jedoch an Gründlichkeit und Genauigkeit mit Tomascheks Arbeit nicht zu vergleichen ist. Fischer giebt uns in verführerischer Klarheit und Übersichtlichkeit ein Bild der Philosophie Schillers, welches jedoch an bedeutenden Einseitigkeiten leidet. Seine Interpretation des wichtigsten der philosophischen Gedichte (Ideal und Leben) muß sogar als ganz verfehlt bezeichnet werden. Wenn übrigens Fischer, durch seine lichtvolle Hervorhebung der Hauptpunkte und gewandte Zurückdrängung alles Hemmenden, im guten und schlimmen Sinn ein Muster populärer Darstellung giebt, so leidet die Schrift von H. Deinhardt*) an dem entgegengesetzten Fehler einer breit ins Einzelne verlaufenden Erörterung, ohne uns dafür durch die Objektivität einer gelehrten Behandlung zu entschädigen. In keinem dieser Werke ist dem philosophischen Gehalt der Ideendichtung sein volles Recht widerfahren und das eigentümliche Verhältnis von Philosophie und Poesie, welches in Schillers Wesen lag, zu einer genügenden Erörterung gekommen. Die Aufgabe, diese Lücke auszufüllen, schien um so dringlicher, da Schillers Gedichte doch noch immer viel gelesen, und, wie es nicht anders sein kann, viel mißverstanden werden, während man den Wert der philosophischen Abhandlungen dem Publikum erst wieder ins Gedächtnis zurückrufen muß. Wir möchten fast sagen, daß die Aufgabe bei den Gedichten der philosophischen Gattung eine umgekehrte ist, wie bei den Prosaschriften, nämlich durch Enthüllung ihrer vollen Tiefe eine gewisse heilige Scheu zu erzeugen, die von einer zu leichtfertigen Lektüre zurückhält. Hier möchten wir denn vor allen Dingen über den Gebrauch dieser Gedichte an den Schulen einige Bemerkungen machen.

Sehr häufig wird gegenwärtig noch dadurch gefehlt, daß Schillersche Gedichte von der schwierigsten Gattung an Gymnasien, Realschulen und namentlich auch an Töchterschulen in

*) Beiträge zur Würdigung und zum Verständnisse Schillers. Stuttg. 1861.

Digitized by Google

einer Weise vorgenommen werden, welche eher schaden als nützen muß. Die Gedichte sind deutsch geschrieben, sie klingen schön, sind reich an Bildern und Sentenzen, und so mag denn auch ein Lehrer, der niemals tiefere philosophische Studien gemacht hat, die Hoffnung fassen, mit Hilfe von Hoffmeister, Götzinger und Viehoff seinen älteren Schülern auch die schwierigsten dieser Dichtungen leidlich zum Verständnis zu bringen. Dabei entsteht denn aber der Übelstand, daß diese Interpreten den Lehrer gerade da regelmäßig im Stiche lassen, wo er einen Führer am meisten nötig hätte, während sie eine Fülle von Erklärungen beibringen, die jeder sich mit Leichtigkeit selbst suchen kann. Die schwierigsten Stellen in philosophischer Hinsicht haben wenigstens Götzinger und Viehoff fast regelmäßig mißverstanden. Selbst die meist richtig gegriffene Anführung der Parallelstellen aus den prosaischen Schriften Schillers kann dem Lehrer nicht das Nötige geben; denn auch diese Stellen werden leicht mißverstanden und namentlich zu einseitig und oberflächlich aufgefaßt, wenn die gesamte philosophische Anschauung Schillers nicht vorher ergründet ist. Vor allen Dingen aber verliert man auf diesem Wege das, was die Gedichte gerade in philosophischer Hinsicht vor den Prosaschriften voraus haben, was wir weiter unten nachweisen werden.

Die schwierigsten Gedichte Schillers, namentlich „Das Ideal und das Leben" können nur in den höchsten Klassen der Gymnasien gelesen werden, wo sie bei richtiger Behandlung fast einen vollständigen propädeutischen Kursus ersetzen können. Hier kann unsere Ausgabe wohl auch den Schülern selbst in die Hand gegeben werden. Freilich gehört dazu Freiheit von den Bedenklichkeiten einer Kinderstuben-Pädagogik, die sich in neuester Zeit an den höheren Lehranstalten mehr und mehr einnistet, und die um so bedenklicher ist, je haltloser die Jünglinge sich nach einem kurzen Schritt über die Schwelle des akademischen Lebens in den Ocean philosophischer und kritischer Fragen fortgerissen sehen. Gereifte Primaner finden in unserer Ausgabe nichts, was sie schon wissen müssen oder sich mit Bequemlichkeit selbst suchen können; einiges, was noch über ihren Horizont hinausgeht, allein gewiß vieles, wodurch sie sich zu tiefem und fruchtbarem Nachdenken angeregt finden. Bedienen sie sich unserer Einleitung und des Kommentars zur Präparation und Repetition, so wird es einem in der Philosophie bewanderten Lehrer — und nur ein solcher wird den Versuch mit unserm Büchlein wagen — leicht werden, auch „Das Ideal und das Leben" den Schülern mindestens in demselben Grade zum Verständnis zu bringen, in welchem dies z. B. mit dem Platonischen Phädon geschehen kann.

Digitized by Google

Und dies Ergebnis möge man ja nicht gering anschlagen! Was auch unsere Litterarhistoriker zum Nachteil der Ideendichtung gefabelt haben; das Urteil eines W. v. Humboldt, A. W. Schlegel und vor allen Dingen Schillers eigenes Urteil über den Wert dieser Kunstwerke wird sich auf die Dauer doch als das allein Richtige bewahrheiten.

Es darf nicht irre machen, daß wir hier auch Gedichte aufgenommen haben, die häufig und ohne erheblichen Nachteil, an mittleren Klassen gelesen werden, wie die Macht des Gesanges, und selbst an unteren, wie die Teilung der Erde.*) Es geschieht dies nicht nur des litterarhistorischen Zusammenhanges wegen, sondern gleichzeitig, um sie in das volle Licht Schillerscher Anschauungsweise zu rücken, welches sie erst in Verbindung mit den schwierigeren Dichtungen dieser Gruppe erhalten. So kann z. B. „Die Teilung der Erde" jedes Kind verstehen; und es ist eben keine verwerfliche Oberflächlichkeit, wenn man ihm das Weilen im Himmel des Zeus möglichst einfach erklärt. Wer aber „Das Ideal und das Leben" gelesen und verstanden hat, wird im Schluß jenes anspruchslos scheinenden Gedichtes mit Vergnügen die ganze Tiefe der Anschauung gewahren, die das Bild von der Versetzung des Dichters in den Himmel des Zeus im Geiste Schillers haben mußte.

*) [Eine Erläuterung der Teilung der Erde findet sich in den erhaltenen Papieren nicht.]

Digitized by Google

Philosophie und Poesie.

Die Philosophie strebt die Wahrheit zu ergründen; die Kunst sucht das Schöne hervorzubringen. Ein natürlicher Zug unseres Gemütes möchte Wahrheit und Schönheit immer vereinigen; wir hassen das glänzende Gewand der Lüge und sind nicht befriedigt, wenn die Wahrheit in entstellter Form uns entgegentritt. Gern machen wir uns daher einen Glaubensartikel aus der Einheit des Wahren und Schönen; während doch in der That die auf Erkenntnis des Wirklichen gerichtete Forschung fast beständig mit dem schönen Schein überlieferter Formen der Anschauung im Kampfe liegt; während der Künstler, um uns das wahrhaft Schöne vor Augen zu stellen, stets mit Bewußtsein die Schranken der empirischen Wirklichkeit überschreiten muß. Man kann diesem Widerstreit auf zwei entgegengesetzten Wegen zu entrinnen suchen; entweder man nimmt an, daß die Schönheit nur eine Hülle der Wahrheit ist, und daß es eine letzte höchste Wahrheit giebt, die der sterbliche Mensch nur unter dem Bilde der Schönheit zu erfassen vermag; oder man nimmt umgekehrt an, daß alles, was wir Wahrheit nennen, daß unsere ganze Erkenntnis nur ein stückweises Erfassen einer vollendeten ewigen Schönheit ist, die das wahre Wesen des Seienden ausmacht. Auf dem ersteren Wege befindet sich Schiller in den Künstlern. Da heißt es:

„Nur durch das Morgenthor des Schönen
Dringst du in der Erkenntnis Land.
An höhern Glanz sich zu gewöhnen,
Übt sich am Reize der Verstand."

Digitized by Google

„Die furchtbar herrliche Urania," die „auf ihrem Sonnenthrone," d. h. als vollendete Wahrheit, nur von reineren Dämonen angeschaut wird, legt dem Menschen zu Liebe ihre Feuerkrone ab und erscheint uns als Schönheit:

„Der Anmut Gürtel umgewunden,
Wird sie zum Kind, daß Kinder sie verstehn.
Was wir als Schönheit hier empfunden,
Wird einst als Wahrheit uns entgegengehn."

Den andern Weg schlug Plato ein, indem er eine Welt vollendeter, vollkommen schöner Formen annahm, die das wahre und ewige Wesen der Dinge ausmachen, und an welche sich unser Geist, der sie vor dem Eintritt in das Erdenleben angeschaut hat, bei aller irdischen Erkenntnis nur unvollkommen erinnert. In beiden Fällen wird eine Annahme gemacht, die nicht bewiesen ist. So weit uns eine streng logisch begründete Erkenntnis leiten kann, finden wir die geforderte Einheit von Wahrheit und Schönheit nicht; indem wir sie nun dennoch annehmen, befinden wir uns auf dem Wege der Dichtung. Wir schaffen uns eine bloß vorgestellte Harmonie, die unserem Gemüte gefällt; allein diese Harmonie bezieht sich auf das letzte Ziel alles Erkennens, und insofern befinden wir uns dem Stoff nach auf dem Boden der Philosophie. Plato ist mit seiner Ideenlehre ein dichtender Philosoph; Schiller ist in den Künstlern auf demselben Pfade, und wenn er auch durch die Form dieses Werkes sich vor allem als Dichter, als philosophierender Dichter ankündigt, so ist doch darin ein wesentlicher Unterschied gegen das Verfahren Platos nicht zu suchen. In beiden Fällen ist die Thätigkeit des Subjektes wesentlich Dichtung, und nur der Stoff scheint der Philosophie anzugehören.

Wenn nun aber der dichtende Philosoph in einem dieser Fälle oder in beiden, wie ein Prophet, das Richtige getroffen hätte, auch ohne Beweise anführen zu können? Dann müßte wirklich das Wahre zum Schönen und das

Digitized by Google

Schöne zum Wahren führen, und jede echte Dichtung müßte, eben dadurch, daß sie das Gesetz des Schönen heilig hält, auch zur Erkenntnis des Wahren beitragen. Eine Dichtung könnte dann mehr als bloß dem Stoff nach philosophisch sein; jede wahre Dichtung hätte schon als solche philosophischen Wert, und bei der Ideendichtung wäre Stoff und Form in vortrefflicher Harmonie.

Dieser einstweilen ganz willkürlichen Anschauung kommt nun von der anderen Seite eine genaue Prüfung des Wesens der Erkenntnis zu Hilfe. Schon im Altertum wurde ernsthaft in Zweifel gezogen, ob die Dinge auch wirklich so sind, wie sie uns erscheinen. Man fand, daß die Sinne uns sehr häufig täuschen, und warum könnte es nicht mit unserem Verstande ganz dieselbe Bewandtnis haben? Der Skepticismus zweifelte deshalb ganz und gar an der Erkennbarkeit der Dinge, während die in der Bahn des Aristoteles fortwandelnde Metaphysik im philosophischen Denken ein Mittel zu haben glaubte, über den Sinnenschein hinauszudringen und das wahre Wesen der Dinge richtig zu erfassen. In der neueren Zeit hatte sich der Gegensatz zwischen Skepticismus und Metaphysik verschärft, bis endlich Kant den alten Streit durch eine ebenso scharfsinnige als tief eindringende Auffassung schlichtete. Der Kern dieser Lehre, von Kants Einseitigkeiten und Irrtümern befreit, geht dahin, daß die ganze Erscheinungswelt, wie wir sie mit unseren Sinnen und unserem Verstande auffassen, allerdings vollständig durch die Einrichtung unseres Verstandes und unserer Sinne bedingt wird, und daß wir daher das wahre Wesen der Dinge (das „Ding an sich") nicht erkennen können, daß aber unsere Erkenntnis deshalb doch keineswegs zweideutig und wertlos, sondern vielmehr durch unabänderliche Gesetze geregelt, notwendig und von unserem Wesen unzertrennlich ist. Diese empirische Erkenntnis ist die einzige Art, wie wir von Dingen überhaupt Kenntnis erhalten, wenn sie

Digitized by Google

uns auch die Dinge nicht so zeigt, wie sie an sich sind, sondern vielmehr so, wie der Mensch sie vermöge seiner Organisation notwendig sehen muß. Die Metaphysik, welche diese Schranken übersteigen will, gerät notwendig in Irrtümer; so namentlich, wenn sie beweisen will, daß unseren Ideen von Gott, Freiheit, Unsterblichkeit u. s. w. eine außerhalb uns liegende Wirklichkeit entspricht. Beschränken wir dagegen unsere Untersuchung auf unsere Vernunft selbst, indem wir fragen: welche Ideen bringt unsere Vernunft mit Notwendigkeit hervor, ob ihnen vielleicht auch keine Wirklichkeit entsprechen mag; dann hat auch die Metaphysik noch eine gute Bedeutung; ja, sie ist die höchste aller Wissenschaften, wenn sie uns auch nur die Einrichtungen unserer eigenen Vernunft kennen lehrt. Kant geht nun, um zu notwendigen Ideen zu gelangen, auf das Gebiet der Sittlichkeit über, indem er behauptet, daß ein unbedingt gebietendes Gesetz nur dann einen Sinn hat, wenn wir unseren Willen als frei annehmen. Hieraus folgt freilich nicht, daß die Willensfreiheit in Wirklichkeit *besteht*, wohl aber, daß wir sie beim sittlichen Handeln notwendig *denken* müssen. Der Verstand, der ja übrigens auch an seine Einrichtung (die Kategorieen) gebunden ist, zeigt uns auch den menschlichen Willen nur abhängig vom Kausalgesetz; die praktische Vernunft zeigt ihn uns in seiner Freiheit. Weil aber das Wesen der praktischen Vernunft nichts mit der Erkenntnis von Objekten zu schaffen hat, so dürfen wir auch nichts weiter behaupten, als das Bewußtsein der Willensfreiheit, nicht ihre Wirklichkeit. Kant geht zwar nie über diese von ihm selbst gezogene Linie hinaus; er läßt aber doch als *Vermutung* durchblicken, daß der Widerspruch zwischen dem erkennenden Verstand und der das Handeln lenkenden Vernunft darauf hinweise, daß im jenseitigen Wesen der Dinge auch die Willensfreiheit ihre Wurzel habe; ob zwar in einer Weise, die wir

Digitized by Google

nicht erkennen, und über die wir überhaupt keine Gewißheit erlangen können.

Auf den ersten Blick möchte es scheinen, als würde das Verhältnis von Philosophie und Poesie durch diese Auffassung der Dinge nur wenig berührt; denn nicht um das Verhältnis des Wahren zum Schönen dreht sich die ganze Untersuchung, sondern um das Verhältnis des Wahren zum Guten, zum sittlichen Handeln. Entscheidend ist jedoch für beide Verhältnisse zugleich, daß das alte Ziel der Philosophie, die absolute Wahrheit, als eine Unmöglichkeit beseitigt ist, und daß es dagegen als zulässig anerkannt ist, eine Ideenwelt in die Philosophie hineinzuziehen, welche ihre Berechtigung nicht auf einen Beweis stützt, sondern auf die einfache Thatsache, daß sie dem menschlichen Gemüte mit Notwendigkeit entsteigt. Wie nah wir hier schon dem Gebiete der Kunst sind, verrät Kant selbst, indem er wiederholt von einer Architektonik der Vernunft handelt. Freilich ist es das sittliche Gebiet, auf welchem nach seiner Auffassung diese Architektonik allein ihre vollkommene Entwickelung findet, allein es ist doch eingeräumt, daß es ein Prinzip in unserem Geiste geben kann, welches unabhängig von der Erkenntnis der Außenwelt seine Gebäude aufführt, und daß solche Gebäude, eben weil sie unserem notwendigen Wesen entstammen, Gegenstand der Philosophie sind. Wir haben nun einen kritischen Teil der Philosophie, welcher den falschen Schein einer transcendenten (über die Erfahrung hinausschreitenden) Erkenntnis zerstört, und einen positiven Teil, welcher eine nicht auf Erfahrung gegründete Ideenwelt entwickelt und ihr Recht auf das Dasein verteidigt. Ja, Kant geht noch einen guten Schritt weiter, indem er die ganze empirische Erkenntnis der Welt den sittlichen Ideen unterordnet, und wahre Wissenschaftlichkeit nur da annimmt, wo unsere ganze Auffassungsweise der Dinge dergestalt einheitlich

Digitized by Google

geordnet ist, daß der Zweck unseres Daseins, also das sittliche Prinzip den Bau des Systems bestimmt. Dies war einer jener gefährlichen Punkte, bei welchen seine schwärmerisch erregten Nachfolger nur anzuknüpfen brauchten, um sofort wieder eine üppig wuchernde Metaphysik, einen wahren Irrgarten philosophischer Dichtung heraufzuzaubern; allein schon die bloße geschichtliche Thatsache, daß ein Fichte und Schelling unmittelbar auf Kant folgen konnten, zeigt uns, daß auch Kants eigene Konstruktion eines Systemes aus reiner Vernunft keineswegs die zwingende Notwendigkeit hat, mit welcher Kant seine Schlüsse zu machen glaubt. Die Architektonik der reinen Vernunft entlarvt sich bei Schelling und Fichte als eine Kunst, welche zwar auch ihre Gesetze hat, welche aber keineswegs nur eine einzige Form des Gebäudes oder auch nur eine einzige Stilart zuläßt, sondern welche sich in jedem denkenden Individuum neu gestaltet. Daß Kant dies im Grunde selbst schon recht gut wußte, zeigt das Kapitel von der Architektonik der reinen Vernunft an vielen Stellen sehr deutlich. Wir wollen aber hier nur eine einzige Stelle mitteilen, die zugleich schon den Grundgedanken, den Hegel in der Geschichte der Philosophie verfolgte, mit merkwürdiger Klarheit ausspricht:

„Die Systeme scheinen, wie Gewürme, durch eine generatio aequivoca, aus dem bloßen Zusammenfluß von aufgesammelten Begriffen, anfangs verstümmelt, mit der Zeit vollständig gebildet worden zu sein, ob sie gleich alle insgesamt ihr Schema, als den ursprünglichen Keim, in der sich bloß auswickelnden Vernunft hatten, und darum, nicht allein ein jedes für sich nach einer Idee gegliedert; sondern noch dazu alle unter einander in einem Systeme menschlicher Erkenntnis wiederum als Glieder eines Ganzen zweckmäßig vereinigt sind, und eine Architektonik alles menschlichen Wissens erlauben, die jetziger Zeit, da schon so viel Stoff gesammelt ist, oder aus

Digitized by Google

Ruinen alter eingefallener Gebäude benommen werden kann, nicht allein möglich, sondern nicht einmal so gar schwer sein würde."

Kant übersieht nur dabei, daß dies Gebäude aller Gebäude dann doch auch wieder, wie es mit der Hegelschen Philosophie gegangen ist, dem Verfall unterliegen und nun ebenfalls mit seinen Trümmern zu einem späteren Bauwerk beisteuern würde. Mit einem Worte, er sieht nicht, oder er zeigt uns wenigstens nicht, daß jener *Relativismus*, den er für die empirische Erkenntnis so schlagend nachgewiesen hat, in noch höherem Maße, wenn auch in anderer Weise, auf die vermeintliche Erkenntnis aus reiner Vernunft Anwendung erleidet. Dort ist die Art der Gewinnung der Erkenntnis unabänderlich und in gewissem Sinne vollkommen, während das Resultat ein Bruchstück von wachsendem Umfang und sehr veränderlicher Gestalt ist; hier stellt sich das Resultat der Geistesarbeit, das System, in abgeschlossener Vollendung dar; seine Form ist absolut; allein weil es durch ein veränderliches, dem subjektiven Fortschritt unterworfenes Verfahren individuell erzeugt wird, so reicht auch seine Gültigkeit und damit seine wirksame Dauer nicht weiter als der Kreis der Schule und aller derjenigen Individuen, die gerade zu einem ähnlichen Stil der Architektonik disponiert sind. Streng genommen kann jedes System seine volle Bedeutung nur für das Individuum haben, welches es erzeugt, und die *objektive* Geltung des Systems kann nur eine *relative* sein.

Während also das naive Bewußtsein der älteren Zeit in der Philosophie eine absolute Wahrheit suchte, haben wir jetzt eine kritische Philosophie, in welcher die *Prinzipien* vollkommen wahr sind für jedes menschlich organisierte Wesen, während das *Resultat* dem stufenweisen Fortschritt unterworfen ist; und wir haben andererseits eine positive Philosophie, in welcher die *Form*, das letzte

Digitized by Google

Resultat, das Gepräge der Vollendung trägt, während umgekehrt die Prinzipien, nach welchen sich diese Form gestaltet, von Generation zu Generation einem beständigen Wechsel unterworfen sind. Diese letztere Wahrheit, den Wechsel der philosophischen Prinzipien, machte Hegel zum Kern seines Systems. Kant hat diese Wahrheit erkannt, aber nicht verarbeitet; sonst würde er auch seinen Tadel gegen das „Umhertappen" der alten Metaphysik glimpflicher gefaßt haben; Fichte und Schelling vergaßen dagegen den Ursprung ihrer Systeme; der letztere so vollständig, daß er sich einbildete, man könne auch den wahren Inhalt aller empirischen Wissenschaften durch bloße Thätigkeit des Denkens aus der Vernunft konstruieren. Er war in der Philosophie ein gar zu naiver Dichter. Plato durfte noch die Grenze zwischen Denken und Dichten im Dämmerlicht schwanken lassen, Schelling war ein Anachronismus.

Daß wir es nur gerade heraus sagen: diese ganze positive Philosophie, welche in so geschlossener abgerunderter Form erscheint und auf so wandelbaren individuellen Prinzipien beruht, gehört unter den Oberbegriff der Dichtung. Kant hätte dies nimmer zugegeben, obwohl gerade er uns zu dieser Erkenntnis hindrängt. Seine Architektonik der Ideen sollte sich mit objektiver Notwendigkeit aus der obersten Idee der freien Sittlichkeit ergeben; allein dies ist ein Schein so gut wie der metaphysische Schein der alten Verstandesbeweise für die transcendente Objektivität der Ideen. Diesen metaphysischen Schein hat Kant zerstört und jenen dafür hervorgebracht; denn die ganze Notwendigkeit in der Ideenfolge des Systems besteht nur für diejenigen, denen das System als Ganzes zusagt. Es ist mit einem Worte keine logische Notwendigkeit in dieser Ideenfolge, sondern lediglich die Notwendigkeit der Kunst. Mag man auch Kants System nicht unter den Begriff des Schönen

Digitized by Google

stellen wollen, so gehört es doch um so sicherer unter den des Erhabenen. Wenn es einem beliebt, nach Kants gefährlichem Vorgange den Begriff der *Wissenschaft* auf die streng systematische, nach Ideen gegliederte Zusammenfassung des Wissens anzuwenden, so ist eben auch „*Wissenschaft*“ nicht mehr das von allem Erdichteten möglichst rein gehaltene Gesamtgebiet des Wissens, sondern es ist die Kunst, das Wissen nach einem subjektiven, jedoch für eine gewisse Zeit mustergültigen Plane architektonisch zu ordnen. Wie gefährlich dieser Sprachgebrauch ist, hat uns in Deutschland die Periode der Naturphilosophie bewiesen. Den Begriff der *Wahrheit* auf diese Erzeugnisse der Ideen-Dichtung anwenden zu wollen, ist nicht minder gefährlich. Dieser Begriff kann unmöglich rein und keusch erhalten werden, wenn man ihn von jener Sicherheit der Prinzipien, von jenem unabänderlichen Gang der Entdeckung völlig absondert, welchen wir nur in den Erkenntnissen der Sinne und des Verstandes besitzen. Man kann allerdings zeigen, daß diese unsere ganze erkannte Wahrheit nicht nur Bruchstück ist, sondern daß auch dies Bruchstück im Grunde uns nichts giebt als die Übereinstimmung unseres Verstandes mit sich selbst in der Beurteilung der Erscheinungswelt. Man kann die Idee einer allgemeineren Wahrheit fassen, welche mit anderen Organen als die menschlichen einen volleren Einblick in die Wirklichkeit gewährt; allein auch diese vollere Erfassung der Wirklichkeit durch bevorzugte Geister können wir uns *als Wahrheit* nur dann denken, wenn wir auch für diese Erkenntnisweise dieselbe unbedingte Notwendigkeit annehmen, welche für uns nur in der Anwendung des Verstandes und der Sinne auf die Erscheinungswelt besteht. Eine *absolute* Wahrheit können wir nur noch *dichten*, nachdem wir uns einmal von der *Relativität* jeder Erkenntnis durch Organe und Kategorien überzeugt haben; und diese erdichtete Wahrheit

Digitized by Google

trägt dann wieder den Begriff der Unmöglichkeit jeder anderen Auffassung des unendlichen Objektes in sich.

Reden wir dagegen von der Wahrheit eines Kunstwerkes, so gebrauchen wir diesen Begriff nur bildlich, indem wir damit andeuten wollen, daß der Zusammenhang der Teile im ganzen ein ebenso notwendiger ist, wie das Bild, welches unsere Sinne von einem Objekt erhalten, oder wie das Ergebnis einer richtigen Rechnung. Diese Notwendigkeit ist aber im Grunde nur die Konsequenz eines individuellen Prinzips, welches sich in seinem Stoffe nur auf diese gegebene Art vollkommen ausdrücken kann. Die Unmöglichkeit einer Änderung liegt nur in unserer Empfindung der formellen Vollkommenheit des Ganzen und nicht wie bei der eigentlichen Wahrheit in einem zwingenden Naturgesetze. Ich kann, ohne das Gesetz der Schwere zu verletzen, in einem gotischen Dome ein Rundbogenfenster anbringen oder einer Venusstatue die Faust eines Dreschers ansetzen; mit derselben Leichtigkeit mache ich mich aber auch anheischig, ohne eine einzige Regel der Logik zu verletzen, aus jedem System der konstruierenden Spekulation ein Stück herauszunehmen und ein anderes dafür einzusetzen, über dessen stilfremde Ungeheuerlichkeit jeder Philosoph staunen würde. Ich verletze in beiden Fällen nur den ästhetischen Sinn, nicht aber die streng verstandene Wahrheit. Es kann sonach auch nur derjenige Teil der Philosophie Wissenschaft im reinen Sinne des Wortes sein, welcher sich auf die Erscheinungswelt*) bezieht und alle Spekulation aus bloßen Ideen ist Kunst.

---

*) Zu dieser gehören natürlich auch die spekulativen Systeme als Objekte historisch kritischer Forschung; ferner die Erscheinungen des Bewußtseins als Objekte der empirischen Psychologie, die Verhältnisse der Begriffe als Objekte der Logik u. s. w. —

Digitized by Google

Das künstlerische Prinzip aller Ideendichtung ist streng zu unterscheiden von der bloßen Kunst der Darstellung, die auch der reinen Wissenschaft dienen kann. Diese ist eine bloße anhängende Kunst und nicht das Entwicklungsprinzip des Geisteserzeugnisses selbst. Wo jedoch das Prinzip selbst, wie in der spekulativen Philosophie, ein künstlerisches ist, da sollte allerdings auch die Darstellung eine kunstvolle werden.

Hieraus folgt freilich noch nicht, daß die spekulative Philosophie nach der Form des Lehrgedichtes streben müsse, denn die kunstvolle Darstellung ist nicht notwendig die metrische; wohl aber ist klar, daß sich die metrische Form jedenfalls in ungleich höherem Grade für einen philosophischen Stoff eignet, als für einen technischen oder rein wissenschaftlichen. Die unerträgliche Langweiligkeit eines Gedichtes über die Pockeninokulation oder die Bewässerung der Äcker*) beruht, ganz abgesehen davon, daß nur Stümper sich solche Aufgaben stellen, auf einem unlösbaren Widerspruch zwischen Form und Inhalt der Arbeit. Der Stoff kann kein poetisches Interesse erregen und daher auch keine echte poetische Form annehmen. Die metrische Form ist ihm umgehängt wie ein Paradekleid um einen Zaunpfahl. Das ganze Produkt ist gereimte Prosa. Gereimte Prosa ist entnervte Prosa; denn der natürliche Tonfall der ungebundenen Sprache hat seine eigenen Reize und bietet uns eine erfreuliche Mannigfaltigkeit des Rhythmus und des Ausdrucks. Der ewige Gleichklang von Reim und Metrum aber wird unerträglich, wenn nicht ein gewaltiger oder anmutiger Geist sich in diesen Bahnen bewegt. Hier wird zur schönen Schranke einer übersprudelnden Fülle, was dort nur eine tote Fessel ist.

Wie kommt es nun aber, daß die Gattung des Lehrgedichtes uns auch bei philosophischen, und zwar gerade

*) Vgl. Gervinus, Gesch. d. d. Dichtung IV, S. 35.

Digitized by Google

bei moralischen Gegenständen besonders, so erstaunlich viel nutzlose Reimerei geliefert hat? Der nächste Grund dafür ist der, daß sich die große Masse unbegabter Dichterlinge auf ein Gebiet werfen mußte, in welchem das, was eigentlich den Dichter macht, die Erfindung überflüssig schien. Hier konnte man sich mit etwas Fertigkeit im Reimen auch den Lorbeer Apollos erwerben, denn didaktische Poesie ist ja eine anerkannte Gattung, und ihr Zweck ist — Belehrung. Ja wohl, aber damit gerade sind wir bereits aus der echten Poesie hinaus, weil wir auch aus der echten Philosophie hinaus sind.

Also die Philosophie wollte nicht belehren? Nun, wäre sie denn da? Hat sie doch ihren Namen von der Weisheit, und die wird man doch wohl lernen müssen: Kant hat uns zur Entscheidung dieser Frage eine scharfsinnige Anleitung gegeben. Nach ihm kann man wohl philosophieren lernen, niemals aber Philosophie; d. h. man kann seinen Geist an das Einschlagen einer philosophischen Betrachtungsweise, an die Anwendung philosophischer Grundsätze wohl gewöhnen und auf diesem Wege vielleicht zuletzt durch Vereinigung von Übung und Anregung mit dem Keim einer Idee, den er schon in sich trug, zum Philosophen werden; man kann sich aber nicht die von einem anderen aufgestellte Philosophie als solche durch Lernen aneignen. Wer ein System auswendig lernt, der weiß es nur historisch, aber nicht rational. „Daher hat der, welcher ein System der Philosophie, z. B. das Wolfische, eigentlich gelernt hat, ob er gleich alle Grundsätze, Erklärungen und Beweise, zusamt der Einteilung des ganzen Lehrgebäudes, im Kopf hätte und alles an den Fingern abzählen könnte, doch keine andere als vollständige historische Erkenntnis der Wolfischen Philosophie; er weiß und urteilt nur so viel als ihm gegeben war. Streitet ihm eine Definition, so weiß er nicht, wo er eine andere hernehmen soll. Er bildete sich nach fremder Ver-

Digitized by Google

nunft, und ob es gleich, objektiv, allerdings ein Vernunfterkenntnis war, so ist es doch, subjektiv, bloß historisch. Er hat gut gefaßt und behalten, d. i. gelernet, und ist ein Gipsabguß von einem lebenden Menschen . . . . . Eine Erkenntnis kann objektiv philosophisch sein und ist doch subjektiv historisch, wie bei den meisten Lehrlingen, und bei allen, die über die Schule niemals hinaussehen und zeitlebens Lehrlinge bleiben." (Kritik der reinen Vernunft.) Ist diese Ansicht, wie wir nicht zweifeln, im Wesentlichen richtig, so kann also auch der echte Philosoph sein System gar nicht in der Absicht aufstellen, um es zu lehren, und schon deshalb kann er kein Lehrgedicht daraus machen, sondern, wenn er anders die poetische Form wählen sollte, nur ein philosophisches Gedicht. Dem echten Philosophen ist also ferner sein System gar nicht eine zur getreuen Überlieferung bestimmte Summe von Wahrheiten, sondern nur die reife Frucht seines nach Einheit alles Wissens und Wollens ringenden Geistes. Er stellt es dar, nicht als ein Lehrgebäude, sondern als ein Werk menschlicher Kunst im höchsten Sinne des Wortes. Die Ursache der Veröffentlichung, ideal gefaßt, ist nicht der Trieb zu lehren, sondern das Entstehen des Werkes selbst, das sich, wie jede große und bedeutende Lebenserscheinung, zu manifestieren strebt. Die Wirkung des Systems auf die empfänglichen Gemüter ist zunächst die eines großartigen und mustergültigen Beispiels geschlossener und harmonischer Entfaltung des Menschengeistes. Es dient zur Erbauung, zur Anregung, zur Stärkung der eigenen Produktivität; demnächst erst wird es, nicht sowohl seinem Inhalte, als vielmehr seiner Form nach*) mustergültig, und endlich erst wird

*) Wie unendlich verschiedenen Inhalt gaben nicht die Schüler Hegels ihren sekundären Systemen; und doch waren sie in der Blütezeit dieser Philosophie von der äußersten Rechten bis zur

Digitized by Google

es zum Objekt historischer Betrachtung, in demselben Sinne, wie alle anderen Objekte aus den Gebieten der Natur und der Kunst.

Zu einer historischen Überlieferung der Lehrsätze eines Systems ist die Form der Poesie ebenso ungeeignet, als zur Überlieferung irgend eines anderen Lehrstoffes, und wir mögen daher ruhig die große Masse der philosophischen Lehrgedichte des vorigen Jahrhunderts dem geringschätzigen Urteile Preis geben, welches seit unserer klassischen Litteraturperiode hinsichtlich der didaktischen Dichtungsgattung üblich geworden ist. Selbst philosophische Originalgedichte fallen unter den allgemeinen Gesichtspunkt der didaktischen Poesie, sobald sie die lehrhafte Tendenz haben, sei es nun, daß diese bloß der metrischen Darstellung eigen ist, sei es, daß sie dem System selbst von Haus aus angehört. Nur wenn die didaktische Tendenz einem höheren ethischen Prinzip streng untergeordnet ist, erhebt sich das Ganze über den Charakter jener untergeordneten Gattung. So bei Lucrez, der bei aller Breite seiner Naturerklärung doch nie den höheren Zweck seiner Dichtung vergißt: das Herz durch Beseitigung der Dämonenfurcht festzumachen und den Geist von der Befleckung durch schnöden Aberglauben zu reinigen.

Man kann die Idee eines Lehrgedichtes fassen, welches die formellen Vorzüge des Lucrez mit den materiellen der jetzigen tieferen Einsicht in das Wesen der Dinge vereinigte. Ein solches Gedicht müßte dann seinen Stoff aus demjenigen Teile der Philosophie nehmen, welcher wirklich belehrender Natur ist, nämlich aus dem kritischen. Dagegen dürfte aus der spekulativen Philosophie nur eine einzige ethische Grundidee genommen werden, etwa Kants

äußersten Linken in gewissem Sinne ein einig Volk von Brüdern, weil sie alle, nach dem Stil des Meisters, in gleichen Formen zu bauen pflegten.

Digitized by Google

Idee der sittlichen Freiheit oder Schillers Idee des Schönen. Der Stoff des Gedichtes wäre die Vernichtung aller Metaphysik, der Nachweis der logischen Relativität aller unserer Begriffe; der Zweck dagegen, der sich in jedem solchen negativen Teile immer fester und eindringlicher ausprägte, möchte sich in den Worten ausdrücken lassen: „Also entfliehe der eiteln Grübelei des Verstandes, und rette dein Gemüt, wenn der Mechanismus der Erscheinungswelt dich bedrängt, in das Reich der Ideen.“ Eine ähnliche Tendenz finden wir in Schillers „Ideal und Leben“, allein nicht in didaktischer Breite ausgeführt, sondern in gedrängter Form rein poetisch ausgeprägt. Die Unterstützung einer solchen Idee durch einen didaktischen Spaziergang in den weiten Gebieten menschlicher Selbsttäuschung würde bei sachkundiger Benutzung der Quintessenz unserer positiven Wissenschaften einen der dankbarsten Stoffe zu einem Lehrgedichte abgeben, die man sich zu denken vermöchte. Wollte man dagegen die leitende ethische Idee selbst entwickeln, wie dies Schiller wenigstens in einigen Grundzügen gethan hat, so würde man sich damit aus den Grenzen der didaktischen Poesie in die der spezifisch philosophischen verlieren, und wollte man umgekehrt die Belehrungen der Kritik in Reime setzen ohne die leitende Idee, so würde man rettungslos zu jener gereimten Prosa hinabsinken, die eigentlich gar nicht existieren sollte; denn nicht die allegorische Form, nicht der kunstvollste Versbau, nicht die bilderreichste Sprache kann das Lehrhafte zum Rang des Poetischen erheben, sondern nur die Unterordnung des Lehrstoffes unter eine Idee.

Es liegt außerhalb unseres Weges, diese Auffassung der didaktischen Gattung durch eine erschöpfende Untersuchung als die richtige zu erweisen; doch können wir wenigstens an einer Äußerung Lessings über die Fabel nicht vorbei. Er sagt nämlich (IV, 262), die heroischen und die dramatischen Dichter machten die Erregung der

Digitized by Google

Leidenschaften zu ihrem Endzweck; der Fabulist dagegen habe es nur mit der Erkenntnis zu thun. Es dürfte jedoch schwerlich eine Fabel gut sein, bei welcher der Dichter uns eine moralische Wahrheit bloß objektiv veranschaulichen will. Die urwüchsige Fabel (wie z. B. die des Menenius Agrippa) hat stets den Zweck, auf das Gemüt und den Willen einzuwirken, und diesem Zweck ordnet sich die in eine Erzählung eingekleidete Lehre unter. Objektiv kann die Kunst verfahren, indem sie das Schöne und Erhabene hinstellt; denn hier ergibt sich die Wirkung auf das Gemüt durch die bloße Vorstellung des Objektes von selbst; die Darstellung einer Wahrheit dagegen muß sich ausdrücklich an das Gemüt wenden, um die Kunstform annehmen zu dürfen. Die echte Fabel dient wie das Sprichwort der Gelegenheit; allein dadurch erhebt sie sich schon über die rein didaktische Gattung.

Wie sehr sich die eigentlich philosophische Dichtung über die niedrige didaktische Gattung erhebt, hat schon A. W. Schlegel deutlich eingesehen. In seiner geistvollen Rezension von Schillers *Künstlern* spricht er den Gedanken aus, daß nicht nur die Wahrheit Begeisterung erzeuge, sondern daß auch umgekehrt die Begeisterung zum Auffinden der Wahrheit führe. Wenn der Dichter einem begeisterten Wahrheitsgefühl Raum gebe und sich der schwebenden Erscheinungen geistiger Anschauung bemächtige, so möge er wohl stärker auf uns wirken, als wenn er fertige Wahrheiten aus dem Schatz menschlichen Wissens heraushebe und in eine poetische Sprache kleide. Hierin kommt Schlegel in zwei Punkten der Wahrheit sehr nahe. Es ist wahr, daß in jener höheren Gattung der philosophischen Poesie, zu der auch Schillers Künstler gehören, die Begeisterung der Kern ist, aus welchem sich die didaktischen Elemente entwickeln, und es ist ferner auch wahr, daß der Dichter vielfach danach ringt, gewissermaßen dem Unaussprechlichen Ausdruck zu verleihen und eine Fülle bloß

Digitized by Google

geahnter Wahrheiten möglichst zu versinnlichen; allein ersteres ist nur der Anfang, nur die Wurzel des Baumes, letzteres gleichsam das schwankende Gewoge der Zweige. Dazwischen haben wir denn doch auch den Stamm und die wohlgegliederten Äste: ein klar erkanntes Schema von Wahrheiten, die auch im poetischen Gewande noch vollkommen übersichtlich zu Tage treten. Schillers Begeisterung gilt in den Künstlern dem prophetischen Beruf der Kunst. Entzückt von der Idee, daß die Kunst die hohe Aufgabe hat, die Menschheit von Stufe zu Stufe emporzuführen, fordert er die Künstler auf, sich dieses hohen Berufes bewußt zu werden. In der Ausführung dieser Idee finden wir zunächst Schillers tief durchdachte Gedanken vom Verhältnis der Schönheit zu Wahrheit und Sittlichkeit und vom Stufengang der Kultur so deutlich wieder, wie das poetische Rankenwerk der Bilder und Gleichnisse es nur immer erlaubt; allein in diesem Rankenwerk findet sich wieder eine solche Fülle von Gedanken angeregt, daß Körner sich darüber beklagte und meinte, sie zögen den Geist zu sehr ab von der einfachen Auffassung der Hauptidee. Dies ist jedoch nur dann der Fall, wenn man sich grübelnd ins Einzelne versenkt; überläßt man sich dagegen dem reinen Eindruck des Ganzen, so bildet das Nebenwerk nur einen ahnungsreichen Hintergrund zu der Hauptidee. Es zeigt sich in dieser Fülle dämmernder Gestalten nicht der ganze Bildungstrieb des poetischen Keimes, sondern nur der Überschuß desselben, der in den strenger gegliederten Grundgedanken nicht aufgehen wollte.

Schiller, der einen so tiefen Einblick in sein eigenes Thun und Schaffen hatte, wurde doch von einer erschöpfenden Einsicht in dies Verhältnis durch seinen einseitigen Formalismus*)

*) Der Formalismus hat insofern recht, als auch die Wirkung des Gehaltes in einem Kunstwerk auf Formen zurückzuführen ist, unrecht dagegen, wenn er diese innere Form als einen vom Standpunkt der Ästhetik gleichgültigen Stoff behandelt.

Digitized by Google

abgehalten. Er findet das Poetische nur in der Darstellung und überschätzt daher, wenigstens der Möglichkeit nach, auch die gewöhnliche didaktische Dichtung; worin aber die poetische Natur einer die Einbildungskraft befriedigenden Darstellung beruht, hat er sehr schön entwickelt: „Eine solche Darstellung, könnte man sagen, ist ein organisches Produkt, wo nicht bloß das Ganze lebt, sondern auch die einzelnen Teile ihr eigentümliches Leben haben; die bloß wissenschaftliche Darstellung ist ein mechanisches Werk, wo die Teile, leblos für sich selbst, dem Ganzen durch ihre Zusammenstimmung ein künstliches Leben erteilen!“ (Grenzen beim Gebrauch schöner Formen, XII, S. 101). Er faßt jedoch dabei das Organische zu einseitig unter dem Gesichtspunkt der Freiheit, während doch in jedem mit einem Gesamtleben begabten Organismus die scheinbar selbständig lebenden Teile sich nach bestimmten Gesetzen aus der Keimzelle des Ganzen heraus entwickeln. So haben auch in der philosophischen Dichtung die einzelnen Bilder und Gleichnisse ihr eigentümliches Leben und sind doch durch den Keim der Grundidee bedingt. In der didaktischen Gattung ist das eigentliche Schema ein mechanisches, und die lebendigen Elemente schöner Darstellung sind nur äußerlich anhängend; in der philosophischen Dichtung dagegen ist schon das Prinzip der ganzen Schöpfung ein organisches.

Ebenso verhält es sich nun im Grunde mit der systembildenden Spekulation; trotzdem wird diese in der Regel nicht die metrische Kunstform annehmen dürfen, welche in der Poesie sonst jene Freiheit des organischen Lebens in die Schranken eines Gesetzes bringt. Die volle Kunstform scheint uns vielmehr nur da zulässig, wo aus dem ganzen System ein einzelner Punkt herausgegriffen und dem Gemüte näher gebracht wird. Hier verhüllt die metrische Rundung das Fragmentarische der Betrachtungsweise, und die individualisierende Hand des Dichters weiß

Digitized by Google

den Stoff so zu gestalten, daß er sich dem Gesetz der Form mit Freiheit in der Erscheinung anschließt. Ist aber der vereinzelte Punkt, um den es sich handelt, gerade der Kernpunkt des ganzen Systems, so gewährt einerseits die concentrierte Heraushebung desselben dem Dichter den Vorteil der Übersichtlichkeit des Kunstwerks, während andrerseits die durchgeführte Kunstform dem Philosophen den Vorteil sichert, daß der Grundgedanke seines Systems sich tief in das Gemüt einprägt, ohne den Verstand zu störenden Querfragen herauszufordern. Ganz anders liegt die Sache, wenn das System in seiner vollen Entfaltung dargelegt wird.

Abgesehen davon, daß die Philosophen gegenwärtig sich noch hartnäckig sträuben würden, ihre Systeme aus der Kategorie der Wissenschaft zu streichen und unter die der Kunst zu versetzen — welche poetische Form sollten sie denn auch wählen? Die didaktische Gattung kann sich mit dem gleichförmigen epischen Maß begnügen, weil das Lehren und Lernen ebenfalls stetig und gleichmäßig fortschreitet. Soll aber das System als freie That des Geistes in einer entsprechenden Kunstform hingestellt werden, so ist kein Metrum unpassender als das epische, welches zur Nebenordnung paßt, während im System alles strengste Über- und Unterordnung ist. Man müßte eine neue Form für diese Dichtungsgattung erfinden; allein es ist sehr die Frage, ob dies überhaupt möglich ist. Die architektonische Gliederung des Systems, welche Kant in seiner Einteilung in Bücher, Abschnitte, Kapitel u. s. w. so sorgfältig hervortreten läßt, kann durch keine Kunst des Strophenbaues nachgebildet werden. Wenn man es versuchte, würde man zu Ungeheuerlichkeiten kommen. Die metrischen Formen sind Formen der Sinnlichkeit und sind in ihrer Verwendbarkeit an die Fähigkeit unserer Sinne gebunden. Ein Metrum, dessen Entsprechungen niemand mehr mit dem Ohr erfassen kann,

Digitized by Google

hat keine Bedeutung mehr. Das Ganze ist zu groß und zu mannigfach gegliedert, um auf dem Wege des Klanges noch sich völlig versinnlichen zu können. Die Kunst hat sonach ihr höchstes Ziel hier erreicht, wenn die Form des Ganzen dem überschauenden Geiste gegenwärtig ist, ohne daß uns, wenn wir das Einzelne durchlaufen, eine barbarische oder dem Gegenstande nicht angemessene Sprache stört. Die philosophische Dichtung muß einen mäßigen Umfang haben, wie Schillers Spaziergang, wie das Ideal und das Leben; zur Darstellung des Systems dagegen ist nichts erforderlich als eine durchgebildete Sprache und eine lichtvolle Abrundung und Gliederung der ganzen Darstellung.

Auf alle Fälle setzt die Wahl einer Kunstform zur Darstellung eines spekulativen Systems, selbst wenn sie auch nur in einer ungewöhnlich gehobenen Sprache bestehen sollte, die Trennung des konstruktiven Teiles vom analytischen voraus; denn die Kritik kann und darf nicht Dichtung sein wollen, da ja vielmehr die Zerstörung des falschen Scheines von Wirklichkeit in den überlieferten Dichtungen eine ihrer wesentlichsten Aufgaben ist. Bei Kant ist nun aber Kritik und Spekulation aufs innigste verschmolzen. Er ist scheinbar nur Kritiker und begründet doch eine Spekulation, welche uns nicht nur unwandelbare und schlechthin notwendige ethische Ideen dichtet, sondern auch noch den Anspruch erhebt, das gesamte Wissen nach diesen Ideen zu ordnen. So strenge daher auch Kant selbst stets den Unterschied festhält, zwischen demjenigen, was *bewiesen* ist als objektiv vorhanden, und demjenigen, was nur *nachgewiesen* ist als mit Notwendigkeit im Bewußtsein liegend, so liegt doch in seinem System schon der Keim der späteren Verwechselung von Konstruktion und Beweis.

In den Fehler dieser Verwechselung verfiel auch Schiller; aber nur in seinen Abhandlungen, nicht in

Digitized by Google

seinen Dichtungen. Der bedeutendste Fall einer spekulativen Konstruktion, die sich das Ansehen eines Beweises giebt, findet sich in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen. In dieser gedankenreichen und in mancher Beziehung noch heute bedeutenden Abhandlung hatte sich Schiller in den neun ersten Briefen ganz in die Idee versenkt, daß die barbarische Roheit unserer Staaten nur durch die Pflege des Schönen überwunden werden kann; daß wir nicht besser an der dereinstigen Verwirklichung des Vernunftstaates arbeiten können, als wenn wir, statt auf politischem Wege die Freiheit zu suchen, vielmehr still an der ästhetischen Veredlung der Gemüter arbeiten. Diese einseitige Auffassung eines höchst vielseitigen Verhältnisses ist nun aber den offenbarsten Einsprüchen der Erfahrung ausgesetzt. Schiller bringt sie im zehnten Briefe selbst vor; statt sie aber aus der Erfahrung oder mindestens aus der verstandesmäßigen Erörterung einer möglichen Erfahrung zu widerlegen, schweift er plötzlich ab und meint (XII S. 30): „Aber vielleicht ist die Erfahrung der Richterstuhl nicht, vor welchem sich eine Frage wie diese ausmachen läßt.“ Damit geht er auf die Deduktion eines reinen Vernunftbegriffs der Schönheit über, ohne zu bedenken, daß man mit einem solchen nichts leisten kann, was in das Gebiet der Erfahrung gehört und was die empirische Betrachtung der Dinge verweigert.

Einen solchen Fehler des Gedankenganges wird man in den philosophischen Dichtungen vergeblich suchen. Hier ist alles aus einem Gusse. Scharfes Festhalten der Grenze zwischen Idee und Wirklichkeit verbindet sich hier mit hoher Selbständigkeit. Schiller ist hier in höherem Grade Philosoph als in seinen Abhandlungen, und doch ist er zugleich durch und durch Dichter. Da ist keine Spur jener didaktischen Langweiligkeit, die dem bloß lehrenden Tone stets anhaftet. Der Dichter ist ergriffen von einer

Digitized by Google

Idee, und, entzündet von Begeisterung, weiß er auch wieder Begeisterung zu wecken.

Die völlige Einheit von Philosophie und Dichtkunst in Schillers Ideendichtung war W. v. Humboldt so aufgefallen, daß er ein besonderes psychologisches Phänomen darin fand. Schon bevor er das Reich der Schatten gelesen hatte, schrieb er (4. August 1795) an Schiller: „Beide so verschiedene Richtungen entspringen aus Einer Quelle in Ihnen, und das Charakteristische Ihres Geistes ist es gerade, daß er beide besitzt, aber auch schlechterdings nicht eine allein besitzen könnte. Wo ich sonst etwas Ähnliches kenne, ist es der Dichter, der philosophiert, oder der Philosoph, der dichtet. In Ihnen ist es schlechterdings Eins. Darum ist aber freilich Ihre Poesie und Ihre Philosophie etwas anderes, als was man gewöhnlich antrifft, und die letztere dürfte besonders die einseitigen Köpfe noch lange irren. Man könnte sagen, daß in beiden mehr und eine höhere Wahrheit sei, als wofür man gewöhnlich Sinn hat, in der Poesie mehr Notwendigkeit des Ideals, in der Philosophie mehr Natur und Wesen, insofern es der bloßen Form, dem System, entgegensteht. Was den Dichter und Philosophen sonst so gänzlich voneinander trennt, der große Unterschied zwischen der Wahrheit der Wirklichkeit, der vollständigen Individualität, und der Wahrheit der Idee, der einfachen Notwendigkeit: dieser Unterschied ist gleichsam für Sie aufgehoben, und ich kann es mir nicht anders als aus einer solchen Fülle der geistigen Kraft erklären, daß dieselbe vom Mangel an Wesenheit zur Idee, und von der Armut der Idee zur Wirklichkeit zurückgetrieben wird."

Wir räumen gern ein, daß Schiller in der Poesie des Idealen einzig in seiner Art dasteht; allein daraus folgt noch nicht, daß die völlige Vereinigung des Philosophischen und Poetischen nur in einer so besonders organisierten Natur möglich war. Auch Goethe äußerte

Digitized by Google

(Gespräch mit Eckermann I, S. 305): „Schillers eigentliche Produktivität lag im Idealen, und es läßt sich sagen, daß er so wenig in der deutschen als in einer anderen Litteratur seines Gleichen hat.“ Und A. W. Schlegel (Brief aus Braunschweig, Oktober 1795): „So oft ich [das Reich der Schatten] seit vorgestern schon las, so kehrt doch jedesmal der Eindruck von etwas Einzigem und, wenn es nicht vorhanden wäre, Unglaublichem bei mir zurück.“ Es ist nun aber ganz wohl möglich, daß die Höhe, auf welche Schiller sich erhob, einzig in ihrer Art war, während eben doch kein besonderes psychologisches Phänomen zur Erklärung dieser Erscheinung nötig ist. Wie viele Dichter erheben sich, lediglich als solche, zu der Höhe Schillers? Und wie viele Individuen sind denn im stande, ein philosophisches System von der Neuheit und Schwierigkeit, welche damals das Kantische haben mußte, auch nur gründlich aufzufassen? Schon das bloß zufällige Zusammentreffen dieser Eigenschaften, wenn man sie als ganz allgemein vereinbar und übereinstimmend setzt, führt auf etwas überaus Seltenes. Bedenkt man dann noch, daß, um ein solches Talent zu entwickeln, außer anderen begünstigenden Umständen, ein Zeitalter erforderlich ist, welches der Philosophie wie der Poesie ein warmes Interesse entgegenträgt, so wird man sich leicht bei der Einzigkeit Schillers beruhigen, auch wenn es uns gelingt nachzuweisen, daß die Richtung des Dichters und des Philosophen keine so grundverschiedene ist, wie Humboldt annimmt.

Vorab bemerken wir, daß es Schillers eigene Theorie ist, auf die sich Humboldt hier stützt. Der Philosoph erfaßt das Notwendige und Allgemeine, der Dichter das Wirkliche und Besondere. Schiller hat, jedoch mit mehr Vorsicht, diese Unterscheidung zunächst nur auf das Wesen des Verstandes und der Einbildungskraft angewandt. „Der Verstand beobachtet in seinen Kombinationen strenge

Digitized by Google

Notwendigkeit und Gesetzmäßigkeit, und es ist bloß der stetige Zusammenhang der Begriffe, wodurch er befriedigt werden kann. Dieser Zusammenhang wird aber jedesmal gestört, so oft die Einbildungskraft *ganze* Vorstellungen (einzelne Fälle) in diese Kette von Abstraktionen einschaltet." Deshalb soll ein streng *wissenschaftlicher* Vortrag durch Ausschließung alles Individuellen und Sinnlichen dem Dichtungstrieb der Einbildungskraft Schranken setzen. Der *populäre* Vortrag darf die Einbildungskraft schon mehr ins Spiel setzen; der *schöne* Vortrag endlich soll die Sinnlichkeit im Ausdruck geradezu anstreben. Schiller findet dann aber weiterhin, daß nur die niedere Art des Schönen die Auffassung des Intellektuellen schlechthin störe. „Das wahrhaft Schöne gründet sich auf die strengste Bestimmtheit, auf die höchste Notwendigkeit; nur muß diese Bestimmtheit sich eher finden lassen, als gewaltsam hervordrängen. Die höchste Gesetzmäßigkeit muß da sein, aber sie muß als Natur erscheinen. Ein solches Produkt wird dem Verstand vollkommen Genüge thun, sobald es studiert wird, aber eben weil es wahrhaft schön ist, so drängt es seine Gesetzmäßigkeit nicht auf, wendet es sich nicht an den Verstand *insbesondere*, sondern spricht als eine Einheit zu dem harmonierenden Ganzen, als Natur zur Natur. . . . Zwar soll bei *philosophischen* Darstellungen der Verstand, als Unterscheidungsvermögen, befriedigt werden, es sollen einzelne Resultate für ihn daraus hervorgehen; dies ist der Zweck, der auf keine Weise hintangesetzt werden darf. Wenn aber der Schriftsteller durch die strengste innere Bestimmtheit dafür gesorgt hat, daß der Verstand diese Resultate notwendig finden muß, sobald er sich nur darauf einläßt, aber damit allein nicht zufrieden und genötigt durch seine Natur (die immer als harmonische Einheit wirkt, und wo sie durch das Geschäft der Abstraktion diese Einheit verloren, solche schnell wieder

Digitized by Google

herstellt), wenn er das Getrennte wieder verbindet und durch die vereinigte Aufforderung der sinnlichen und geistigen Kräfte immer den ganzen Menschen in Anspruch nimmt, so hat er wahrhaftig nicht um so viel schlechter geschrieben, als er dem Höchsten näher gekommen ist."

Ein solcher Schriftsteller, entwickelt Schiller weiterhin, sei freilich nicht gemacht, um im eigentlichen Sinne des Wortes zu lehren; er setze stets schon eine gewisse Ausbildung voraus. „Dafür schränkt sich aber seine Wirkung auch nicht darauf ein, bloß tote Begriffe mitzuteilen; er ergreift mit lebendiger Energie das Lebendige und bemächtigt sich des ganzen Menschen, seines Verstandes, seines Gefühls, seines Willens zugleich." (Über die Grenzen beim Gebrauch schöner Formen XII, 107.)

Schiller würde aber selbst einräumen, daß der Philosoph als Kritiker niemals so schreiben darf; höchstens, daß er uns mit der Anmut und Klarheit Lessingscher Schreibweise zugleich gewinnen und angenehm berühren [könne]. . . . . .

Die Philosophie der Ideendichtung.

Schiller mag vielleicht in seinen philosophischen Abhandlungen noch hier und da als Dilettant erscheinen, in der Ideendichtung dagegen enthüllt er sich uns als ganzer und echter Philosoph. Er zeigt sich hier selbständiger, allseitiger und zugleich tiefer als in den Abhandlungen. Sein Prinzip tritt hier am klarsten hervor, und alle Zweifel über das Verhältnis des Ethischen zum Ästhetischen müssen schweigen gegenüber der einfachen und großartigen Anschauung, welche uns namentlich das Ideal und das Leben entgegenbringt. Hier kann man in der That auf die Ausprägung des philosophischen Prinzips

Digitized by Google

in geschlossener Kunstform das Wort dieser nämlichen Dichtung anwenden, das von jedem vollendeten Kunstwerk gilt:

„Alle Zweifel, alle Kämpfe schweigen
In des Sieges hoher Sicherheit;
Ausgestoßen hat es jeden Zeugen
Menschlicher Bedürftigkeit."

Ideal und Leben und den Spaziergang kann man als die reifsten Früchte der zweiten philosophischen Periode Schillers betrachten, wie die Künstler die reifste Frucht der ersten Periode waren, in welcher sich Schillers Philosophie, noch nicht durch das Studium Kants vertieft und geregelt, in dem Briefwechsel zwischen Julius und Raphael aussprach. Schon in der ersten philosophischen Periode war Schiller in einem sehr wesentlichen Punkte, wenn man so sagen will, Kantianer ohne Kant zu kennen; allein es fehlte ihm jene Klarheit und Sicherheit der Prinzipien, die er in der zweiten Periode gewonnen hatte, ohne seine Selbständigkeit dafür zu opfern.

In Schillers ganzem Wesen lag jener Zwiespalt sehr tief, welcher das vorige Jahrhundert so mächtig bewegte, und an welchem nur wenige glückliche Naturen, wie Goethe, fast ahnungslos vorübergingen. Wie in seinem Naturell eine feurig zum Idealen emporstrebende Natur mit einer mächtigen Sinnlichkeit kämpfte, so führte ihm sein Bildungsgang tiefe, gewiß nie völlig geschwundene Eindrücke einer kindlichen Frömmigkeit zu, die bald mit seinem scharfen Verstande in Kampf geraten mußten. Es ist kaum daran zu zweifeln, daß er im Verlauf seines medizinischen Studiums fast völlig materialistische Anschauungen gewonnen hatte. In seiner Abhandlung über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen (1780) spricht er sich mit leicht begreiflicher Vorsicht aus, und doch ist ein Hinneigen der Darstellung zum Materialismus nicht zu verkennen. Noch

Digitized by Google

deutlicher sprechen die bekannten Stellen in den Räubern, in welchen Franz Moor sich zum unumwundensten Materialismus bekennt. Obwohl es der Bösewicht ist, der diese Anschauungen ausspricht, sind sie doch offenbar nicht nur mit Sachkenntnis, sondern auch mit einer gewissen Vorliebe ausgeführt. Daneben steht freilich der furchtbare Traum vom jüngsten Gericht, der nicht minder aus der innersten Seele des Dichters geschöpft ist. War ihm auch die biblische Form dieses Traumes auf seinem damaligen Standpunkt bereits eine mythische, so war doch die glühende Kraft dieser Schilderung aus einer mächtigen Begeisterung für die Heiligkeit der sittlichen Bestimmung des Menschen entsprungen.

Merkwürdig verschiedene Beurteilungen hat das Gedicht „die Resignation" erfahren, welches im Anfangsjahr der philosophischen Briefe (1786) gedichtet wurde. Hier stellt der Dichter Hoffnung und Genuß einander bereits in ähnlicher Weise entgegen, wie später Ideal und Leben; nur besteht der durchgreifende Unterschied, daß dem Menschen zwischen beiden die „bange Wahl" gelassen wird, während später das Ideal eine Zufluchtstätte bietet, in welcher wir, von der „Angst des Irdischen" ermattet, Friede und neue Kräfte gewinnen. In der Resignation jammert der Dichter über ein verlorenes Leben, weil er alle irdischen Genüsse für die Hoffnung auf eine jenseitige Vergeltung hingegeben, die er nun, zu spät, als eitel erkennen müsse. Allein ein Genius ruft ihm zu:

„Zwei Blumen blühen für den weisen Finder,
Sie heißen Hoffnung und Genuß."
Wer dieser Blumen eine brach, begehre
Die andre Schwester nicht.
Genieße, wer nicht glauben kann. Die Lehre
Ist ewig wie die Welt. Wer glauben kann, entbehre!
Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.
„Du hast gehofft, dein Lohn ist abgetragen,
Dein Glaube war dein zugewognes Glück.
Du konntest deine Weisen fragen.

Digitized by Google

Was man von der Minute ausgeschlagen,
Giebt keine Ewigkeit zurück."

In dieser Wendung findet Kuno Fischer einen ernsthaften Verzicht auf das menschliche Glück, während Julian Schmidt das ganze Gedicht für eine Verspottung der Resignation erklärt; und doch finden beide in diesem Gedicht etwas von Kants kategorischem Imperativ! Fischer entnimmt die Ahnung des strengen Sittengesetzes dem Gedicht auf direktem Wege, Schmidt auf indirektem. Jener meint, daß der Dichter das Opfer der Neigungen empfehle und verherrliche, dieser, daß er sich darüber lustig mache. Die Tugend desjenigen, der sie um des jenseitigen Lohnes willen geübt, soll keinen höheren Wert haben, als die Handlungsweise dessen, der seinen Lohn im irdischen Leben sucht, und darin gerade soll, nach Schmidt, ein mit der Kantischen Lehre verwandter Gedanke liegen (Schiller und seine Zeitgenossen S. 59). In beiden Auffassungen ist etwas Wahres, doch trifft dies nicht den Punkt, in welchem sie übereinstimmen, sondern vielmehr den Punkt, in welchem sie sich am schroffsten zu widersprechen scheinen. Ein Verhältnis zum Kategorischen Imperativ läßt sich in das Gedicht nur künstlich hineindeuten, dagegen enthält das Gedicht ohne Zweifel sowohl eine Verspottung als auch eine Rechtfertigung der Resignation, und in dem Versuch einer Vereinigung dieses Gegensatzes, in dem Anlauf zu einer höheren objektiven Betrachtung dessen, was der Menge nur Parteifragen sind, darin gerade liegt der echt philosophische Gehalt dieses Gedichtes, und darin liegt auch die Verwandtschaft mit Kant. Die redende Person des Gedichtes ist im Glauben an das vergeltende Jenseits erschüttert durch den Spott von frivolen Genußmenschen. Ausdrücke wie: „frech witzelte das Schlangenheer der Spötter" zeigen, daß die Sympathie des Dichters nicht eben auf dieser Seite steht. Andererseits schildert er aber auch die Opfer der Resignation mit der ganzen Glut eines

Digitized by Google

von echt menschlicher Sinnlichkeit und naiver Genußsucht beseelten Gemütes, das sich natürlich auch das Jenseits sinnlich ausgemalt hat. Nun kommt die Entscheidung des Genius, welche einfach dahin geht, daß „das Schlangenheer der Spötter" recht behält im Felde der empirischen Wahrheit, daß dagegen der Glaube dennoch ein mindestens gleich großes Glück gewährt, durch die bloße Idee. Nachdem der Genius diesen Entscheid gegeben, bleibt die Person des Gedichtes sich selbst überlassen, und es ist kein Zweifel, daß mit diesem Schluß ein Stachel in unserem Gemüt und eine Frage auf unseren Lippen zurückbleibt. Die Vorstellung des sinnlichen Jenseits ist rettungslos zerstört, und das Herz des sinnlichen Menschen muß bei dieser Zerstörung bluten; aber doch hat er in seinem Glauben etwas gehabt, was mehr war, als bloße Illusion, nämlich die Idee des auf Entsagung gegründeten Seelenfriedens. Erst jetzt fragt sich, ob er fähig sein wird, diese nach Zerstörung ihrer sinnlichen Einkleidung festzuhalten, und nach dem ganzen Gang des Gedichtes bleibt uns dies mindestens zweifelhaft.

Julian Schmidt hat ganz recht gethan, die Resignation mit der ungefähr um dieselbe Zeit entstandenen „Freigeisterei der Leidenschaft" zusammenzustellen, in welcher die redende Person bis zur Gotteslästerung sich gegen die Härte des Sittengesetzes aufbäumt. Beide Gedichte sind in der That unzertrennlich von einander. In beiden kämpft eine verzehrende Sinnlichkeit mit dem Gedanken der Pflicht; nur daß der Dichter in der Freigeisterei der Leidenschaft mit der Einseitigkeit des Künstlers, der nur eine bestimmte Stimmung wiedergiebt, ausschließlich die Partei der Sinnlichkeit vertritt, während er in der Resignation die Vernunft zu Worte kommen läßt. Daß ihre Sache nur matt und zweifelhaft vertreten wird, sofern man sich an den Gesamteindruck des Gedichtes hält, ist in dem Zustande des Dichters selbst, der mit seiner ganzen

Digitized by Google

Person im Spiele ist, vollkommen begründet. Seine Vernunft hat es erfaßt, daß das Sittengesetz recht hat, obwohl es keine sinnliche Vergeltung giebt; allein seinem Gefühl will diese schlichte Lösung des großen Rätsels noch nicht genügen. Die Tugend ohne alle Vergeltung ist sonach freilich das Resultat des Gedichtes, aber ein Resultat, welches keineswegs schlechthin gepriesen, sondern welches mit dumpfer Resignation als richtig erkannt wird. In dieser trüben Gärung des Gemütes finden wir aber nicht nur Schillers Kantianismus im Keime wirksam, sondern zugleich bereits das Element seiner Selbständigkeit: das Streben, welches sich bei der bloßen Wahl zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden nicht beruhigen will, und welches später in seiner Theorie der ästhetischen Erlösung seinen Abschluß findet.

Diese Theorie nun bietet uns in ihrer Vollendung das Ideal und das Leben dar. Nicht umsonst empfahl Schiller dies Gedicht Humboldt wie ein Heiligtum: „Wenn Sie diesen Brief erhalten, liebster Freund, so entfernen Sie alles, was profan ist, und lesen in geweihter Stille dieses Gedicht. Haben Sie es gelesen, so schließen Sie sich mit Ihrer Frau ein und lesen es ihr vor.“ In dieser Äußerung liegt etwas mehr als die bloße Empfehlung eines Kunstwerkes, und Humboldt, so sehr er das Gedicht bewundert, scheint doch nicht alles das hineingelegt zu haben, was Schiller selbst darin fand. Der Meinungsaustausch beider Freunde über die Strophen von der Schuld führt uns sogleich auf die wahre Tendenz des Gedichtes und damit auf den Kern der Schillerschen Philosophie.

Humboldt zweifelt, ob in diesen Strophen auch das Gebiet der Schönheit deutlich genug bezeichnet sei, und Schiller antwortet darauf (Brief vom 7. September): „Das, was Sie an der Strophe vom Sittengesetz tadeln, ist gar nicht ohne Grund ..... aber mir däucht, daß die

Digitized by Google

Freiheit der Gedanken doch weit mehr auf das Ästhetische, als auf das rein Moralische hinweist." Also auch hier sollte nicht eigentlich vom Moralischen die Rede sein; wenigstens nicht vom „rein" Moralischen? Und doch ist jede Zeile in diesen Strophen moralischen Inhaltes! Wie ist das also zu verstehen? Humboldt erklärt sich den Sinn der beiden Strophen mit folgenden Worten: „Der bloß moralisch ausgebildete Mensch gerät in eine ängstliche Verlegenheit, wenn er die unendliche Forderung des Gesetzes mit den Schranken seiner endlichen Kraft vergleicht. Wenn er sich aber zugleich ästhetisch ausbildet, wenn er sein Inneres vermittelst der Idee der Schönheit zu einer höheren Natur umschafft, sodaß Harmonie in seine Triebe kommt, und was vorher ihm bloß Pflicht war, freiwillige Neigung wird, so hört jener Widerstreit in ihm auf!" Bei dem Ausdruck: „Nehmt die Gottheit auf in eueren Willen" — könne man immer noch an dasjenige denken, was Kant „einen guten, reinen Willen erlangen" nennt, und das sei doch hier nicht gemeint. Genauer als Humboldt giebt A. W. Schlegel in seiner Recension des Gedichtes den Sinn der Strophen mit folgender Umschreibung wieder: „Mit unerbittlicher Strenge müssen wir uns selbst richten, um unsere sittlichen Gebrechen abzulegen, und doch bleiben unsere besten Bemühungen unendlich tief unter den Forderungen der Pflicht. Aber indem wir die Tugend als schön empfinden und ihr Ideal mit voller Liebe umfassen, wird es gewissermaßen Eigentum unseres Herzens."

Auf alle Fälle ist also dem Stoff der Strophen nach, von der Tugend, von dem Kampf zwischen Pflicht und Neigung die Rede; allein die Art und Weise, in welcher das Problem behandelt wird, führt uns von dem rein moralischen Gebiete auf das ästhetische. Es wird also eine moralische Aufgabe auf ästhetischem Wege gelöst, statt, wie Kant will, auf rein moralischem. Wenn Kant

Digitized by Google

fordert, daß der Mensch unter der Herrschaft des kategorischen Gebotes der Pflicht einen reinen guten Willen erlange, so meint er damit einen Willen, der stets bereit ist, den Kampf mit der Neigung aufzunehmen. Der Gegensatz zwischen dem Sittengesetz und der sinnlichen Natur des Menschen bleibt dabei unverändert bestehen, und ein beständiger Kampf zwischen Vernunft und Neigung bleibt das Resultat dieser Ethik, wenn auch der vernünftige Wille immer sicherer den Sieg davonträgt.

Statt dieser einen Aufgabe giebt uns Schiller zwei: Die eine für das Leben der Wirklichkeit, die andere für das Leben im Reich des Ideals.

Humboldt schwächt den Inhalt der ersten dieser Strophen bedeutend ab, wenn er nur von einer „ängstlichen Verlegenheit" spricht, in welche der bloß moralisch gebildete Mensch durch die Unendlichkeit des Sittengesetzes versetzt wird. Die erste Strophe enthält auch eine Forderung. Sie enthält im Grunde nichts Geringeres als die ganze Forderung der Kantischen Ethik, aber zugleich noch etwas mehr: Wir sollen nämlich eine tiefe Empfindung davon erlangen, wie unzulänglich unsere endlichen Kräfte sind, gegenüber der unendlichen Forderung des Gesetzes. Das ist keine „ängstliche Verlegenheit", wenn man empfindet, daß auch dem „Heiligen" die Schuld sich naht, daß alle menschliche Tugend vor dem Strahl der Wahrheit erblaßt und ein grauenvoller Schlund sich denen entgegenstellt, welche bloß auf dem Wege des Gesetzes zur Vollkommenheit gelangen wollen. Wäre in Humboldt nicht bei aller Feinheit und Tiefe des Geistes doch auch ein leiser Zug vornehmer Blasiertheit gewesen, so hätte er sich schwerlich so ausgedrückt. Die im Einverständnis mit Schiller erschienene Schlegelsche Recension spricht einfach von der Notwendigkeit des sittlichen Kampfes und von der Unzulänglichkeit unserer Kräfte für diesen Kampf, und das ist offenbar das Richtige.

Digitized by Google

Wir sprachen oben von Schillers Theorie der ästhetischen Erlösung und spielten damit bereits auf die überraschende Analogie zwischen seiner Lehre vom Schönen und der christlichen Lehre von der Erlösung an. Bevor wir auf diesem Boden einen Schritt weitergehen, wird es jedoch gut sein, an einen Brief zu erinnern, den Schiller gerade eine Woche nach Vollendung unseres Gedichtes an Goethe schrieb. In diesem Briefe (vom 17. August, Nr. 88 der Sammlung) nahm er Veranlassung von Goethes Geschichte der schönen Seele im Wilhelm Meister zu einer längeren Erörterung über das Wesen der christlichen Religion. Er *anerkennt* zunächst Goethes Bestreben, den Gegenstand durch Vermeidung der „trivialen Terminologie der Andacht" zu purificieren und „*gleichsam wieder ehrlich zu machen.*" Er hat sich doch einige Stellen angestrichen, an denen ein christliches Gemüt eine zu leichtsinnige Behandlung tadeln könnte; sodann aber findet er, daß Goethe auch die Materie selbst zu schnell abgethan habe.

„Mir däucht, daß über das *Eigentümliche* christlicher Religion und christlicher Religionsschwärmerei noch zu wenig gesagt sei; daß dasjenige, was diese Religion einer schönen Seele sein kann, oder vielmehr was eine schöne Seele daraus machen kann, noch nicht genug angedeutet sei. Ich finde in der christlichen Religion virtualiter die Anlage zu dem Höchsten und Edelsten, und die verschiedenen Erscheinungen derselben im Leben scheinen mir bloß deswegen so widrig und abgeschmackt, weil sie verfehlte Darstellungen dieses Höchsten sind. Hält man sich an den eigentlichen Charakterzug des Christentums, der es von allen monotheistischen Religionen unterscheidet, so liegt er in nichts anderem, als in der *Aufhebung des Gesetzes*, „des Kantischen Imperatives", an dessen Stelle das Christentum eine freie Neigung gesetzt haben will. Es ist also, in seiner reinen Form, Darstellung

Digitized by Google

schöner Sittlichkeit oder der Menschwerdung des Heiligen, und in diesem Sinne die einzige ästhetische Religion; daher ich es mir auch erkläre, warum diese Religion bei der weiblichen Natur so viel Glück gemacht und nur in Weibern noch in einer gewissen erträglichen Form angetroffen wird. Doch ich mag in einem Brief [über diese kitzliche Materie nichts weiter vorbringen, und bemerke bloß noch, daß ich diese Saite hätte mögen ein wenig anklingen hören] .....

[Eine weitere Ausführung des hier abbrechenden Gedankengangs findet der Leser in der Geschichte des Materialismus II S. 545 ff. Vgl. das Nachwort.]

Die Macht des Gesanges.

Als Schiller zu Anfang des Sommers 1795 nach mehrjähriger Unterbrechung zur dichterischen Thätigkeit zurückkehrte, war es die Dichtkunst selbst, sowohl in ihrem Gegensatz als auch in ihrer Übereinstimmung mit dem philosophischen Denken, was seinen Geist vorzüglich bewegte. Während seine theoretischen Ansichten zu einem immer festeren Abschlusse gelangten, regte sich der schöpferische Trieb immer stärker, welcher ihn bald in so glänzender Weise über die Theorie hinausführen sollte. Das allgemeine Verhältnis der philosophischen zur poetischen Begabung Schillers haben wir zugleich mit der Bedeutung seiner Ideendichtung in der Einleitung erörtert. Hier handelt es sich wesentlich um den Moment des Übergangs selbst, aus welchem das Gedicht „Die Macht des Gesanges“ hervorgegangen ist. Ergriffen durch den Fortschritt von Goethes Wilhelm Meister begann Schiller bereits die Poesie weit über alle Philosophie zu setzen, während er noch ganz in philosophischen Erörterungen lebte. Es gab Augenblicke, in welchen er die Philosophie mit Geringschätzung beurteilte (Briefwechsel mit Goethe Nr. 40 vom

Digitized by Google

7. Januar 1795), während er zu andern Zeiten in der philosophischen Theorie seine höchste Befriedigung fand, ja selbst an seinem Dichterberuf zweifeln wollte. Als mit der Vollendung der „Briefe über ästhetische Erziehung“ die Neigung zum poetischen Schaffen das entschiedene Übergewicht erhielt, erfolgte dennoch in der Seele des Dichters kein plötzlicher Durchbruch; keine Minerva entsprang geharnischt seinem Haupte, sondern er empfand den Übergang von der einen Art der Thätigkeit zur andern als eine mühsame Aufgabe. In der zweiten Woche des Juni verließ ihn einer seiner Fieberanfälle; er war mit seinem Befinden ungewöhnlich zufrieden und begann, wie er an Goethe schreibt (Nr. 75), sich, so gut es gehen wollte, eine Brücke zur Poesie zu bauen. Diese Brücke ist eins seiner unbedeutenderen Gedichte, überschrieben: „Poesie des Lebens, an *** “ — Der ungenannte Adressat dieser Epistel ist vermutlich nur fingiert. Es war Schiller Bedürfnis, sich einen Gegner vorzustellen, einen Verächter der Dichtkunst, um im Kampf mit diesem die Poesie zu rechtfertigen und ihre Macht hervortreten zu lassen. Das Gedicht, welches aus einer einzigen Antithese besteht, sagt gleichsam auf negativem Wege dasselbe, was uns die „Macht des Gesanges“ auf positivem Wege empfinden läßt. Es dient daher schon durch seine Entstehungsweise zur Erläuterung dieses mächtigeren und inhaltreicheren Liedes, weshalb wir es hier folgen lassen:

Poesie des Lebens. *)

Daß dies Gedicht Schiller als selbständige Produktion nicht genügte, zeigt schon der Umstand, daß er es erst 1799 in den Musenalmanach fließen ließ; er scheint es

*) [Um den Umfang des Büchleins zu verringern, ist der Abdruck der Gedichte in der definitiven Fassung unterblieben, da ja wohl vorausgesetzt werden darf, daß jeder Leser im Besitz von Schillers Gedichten ist.]

Digitized by Google

nicht einmal Humboldt mitgeteilt zu haben, dem er die nächstfolgenden Erzeugnisse seiner Muse vor allen anderen zusandte. Es war ihm eben nichts als was es sein sollte: eine Brücke von der Philosophie zur Dichtung, oder vielmehr nur von der einen Art der Beschäftigungsweise zur andern; denn in der Sache selbst bedurfte er keiner Brücke, da Philosophie und Poesie in seinem Wesen in einem merkwürdigen Grade verschmolzen waren. Im Grunde ist es nur eine leichte Vorübung in der Versifikation, zu welcher Schiller das Thema wählte, welches ihm eben am Herzen lag: den Wert und die Würde der Poesie, die allbelebende Zaubermacht des Gesanges. Mit Unrecht behauptet Viehoff (II, S. 154) eine Verwandtschaft dieses Gedichtes mit dem Reich der Schatten („Das Ideal und das Leben"), welches er als Schillers „nächste lyrische Produktion" bezeichnet. Weder in der Zeitfolge, noch im Inhalte besteht zwischen diesen Gedichten ein so naher Zusammenhang. Dort wird das Ideal dem Leben im Sinne einer tief durchdachten und allumfassenden Weltanschauung entgegengesetzt, und eben die gesamte Weltanschauung, die sich aus dem Gegensatz und der Zusammengehörigkeit von Ideal und Leben ergiebt, ist Gegenstand des Gedichtes; hier dagegen ist nur ein vereinzelter Satz dieser Weltanschauung herausgegriffen, indem einem fingierten Angriff gegenüber zunächst nur der Wert der Poesie behauptet wird. Die Überschrift „Poesie des Lebens" könnte nicht mit „Poesie und Leben" vertauscht werden; denn der behandelte Gegensatz ist hier nicht der der Poesie und der Wirklichkeit, vielmehr nur der einer poetischen und einer streng prosaischen Auffassung des Lebens. Die Überschrift rechtfertigt sich leicht, wenn wir als Inhalt des Gedichtes ansehen: die ganze Poesie des Lebens, die diesem doch allein seinen Wert giebt, ruht nur in der dichterischen Auffassung und wird unwiderbringlich zerstört, wenn man diese Auffassung durch eine rigoristische Moral verbannen

Digitized by Google

will. Von einer tieferen Erörterung der Berechtigung des schönen Scheines hat der Dichter offenbar mit Bewußtsein abgesehen Er läßt den Rigoristen mit seiner Forderung der nackten Wahrheit ruhig stehen und zeigt ihm gegenüber nur, wie viel das Leben verliert, wenn der Zauber der Poesie nicht mehr waltet. „Die Macht des Gesanges," jedenfalls eins der nächsten Gedichte nach diesem und früher als das „Reich der Schatten," nimmt das hier verlassene Problem wieder auf und giebt ihm eine tiefere Lösung. Während in beiden Gedichten die Zaubergewalt der Dichtung (der „Stab des Götterboten," der „Wunderstab" des Hermes) gefeiert wird, ist es doch nur die „Macht des Gesanges," welche der Dichtkunst zugleich ihre sittliche Berechtigung vindiziert und sie in der vollen Erhabenheit ihres Ursprungs aus der Ideenwelt der Nichtigkeit des Irdischen gegenüberstellt. Insofern es sich nur um die Würde der Poesie im allgemeinen handelt, gehört noch ein drittes Gedicht Schillers hierher, welches ungefähr gleichzeitig mit diesen entstanden sein muß, nämlich Pegasus im Joche, dessen Inhalt wir hier nicht weiter zu erörtern brauchen, da es unter sämtlichen Gedichten Schillers eins der bekanntesten und faßlichsten ist. Von den drei Gedichten, in welchen sonach Schiller in dieser Zeit die Würde der Poesie feierte, nach der er sich zurücksehnt, hat nur eins wahrhaft philosophische Tiefe; und dies ist zugleich in rein dichterischer Hinsicht das vollkommenste, nämlich eben die „Macht des Gesanges". Ja, es bewährt sich an diesem Gedichte bereits, was wir bei „Ideal und Leben" noch vollkommener wahrnehmen, daß Schiller seine größte philosophische Tiefe in seinen vollendetsten Dichtungen erreicht hat. Die Dichtkunst ist hier nur nicht etwa eine Kunst, welche die rauhe Wirklichkeit mit einem erlaubten Schein des Schönen bekleidet; sie ist vielmehr die Verkünderin einer höheren Welt, in welcher der Mensch die wahre ewige Heimat seines Geistes

Digitized by Google

wiederfindet, und welcher gegenüber die ganze irdische Wirklichkeit nur einen untergeordneten Rang einnimmt. Deshalb ist auch der Kern des Gedichtes nicht in der letzten Strophe zu suchen, welche nicht über den theoretischen Gedankenkreis hinausschreitet, den Schiller in seinen ästhetischen Abhandlungen entwickelt hat. Körner gefiel diese Strophe freilich am besten, vielleicht weil sie die klarste und verständlichste ist; er fand sich sogar, wie Schiller (den 7. September) an Humboldt schreibt, durch die vorausgehenden vier Strophen im Genuß dieser letzten gestört, ein Urteil, das wir uns nur aus dem Vorwalten der einseitigen kunsttheoretischen Auffassung zu erklären vermögen. Humboldt und Schiller hielten umgekehrt, wie sich aus dem nämlichen Briefe ergiebt, diese Strophe für schwächer als die übrigen, und dies durchaus richtige Urteil gründet sich nicht nur auf den Schwung der Sprache und die Pracht des bildlichen Ausdrucks, sondern auch auf den philosophischen Gehalt der vier ersten Strophen. Humboldt äußert sich in einem Briefe vom 18. August 1795 wie folgt:

„Die Macht des Gesanges und der Tanz sind Ihnen meisterhaft gelungen, lieber Freund, und vorzüglich hat die erstere einen tiefen Eindruck auf mich gemacht. Die Idee, wie die Ausführung, ist die Frucht einer wahrhaft lyrischen Stimmung, und die Macht der Dichtkunst, vorzüglich das Unbegreifliche, mit einer besseren Natur Verwandte derselben ist auf eine erhabene Art geschildert. Das große und schauervolle Bild am Eingange bereitet die Seele prächtig zu der ernsten und feierlichen Stimmung vor, die das Ganze hervorbringen muß, und die gleich anfangs durch die edle Einfachheit der Anwendung des Bildes in den beiden Versen: ‚So strömen' u. s. w. so sehr befestigt wird. Die gleich darauf folgenden Verse eröffnen dem Geist auf einmal eine unabsehliche Tiefe. Der Dichter steht mit den Schicksalsgöttinnen im Bündnis, und sie

Digitized by Google

teilen ihre Macht mit ihm. Das geheime Leben und die innere Kraft jedes Wesens, von welcher seine sichtbaren Veränderungen nur unvollkommene und vorübergehende Erscheinungen sind, und auf deren unmittelbarem und insofern anerkanntem Wirken dasjenige beruht, was wir Schicksal nennen: diese Kraft ist es, welche die Kunst des Dichters in Bewegung zu setzen, und auf die er zu wirken versteht. Aus ihr quillet im Menschen die Schönheit, die sein Gebiet ausmacht, und da jene Kraft zugleich die erste Ursache aller Bewegung, mithin der einzige Sitz der Freiheit ist, so eignet er sich nun, gleichsam durch ein Einverständnis mit ihr, jenes wunderbare Vermögen an, der Phantasie das Gesetz zu geben, ohne ihre Freiheit zu verletzen. Denn daß er das letztere nicht thut, sagt der Rest der Strophe so schön. Seine Macht ist ein Zauber, er beherrscht das bewegte Herz, also durch die eigene Kraft desselben und steht, zwischen Ernst und Spiel, in der Mitte. Die beiden letzten Verse: ‚Und wiegt es' u. s. w. sind unglaublich schön und malerisch. Die Leichtigkeit, welche vorzüglich in dem Ende dieser Strophe herrscht und die Furchtbarkeit einer unwiderstehlichen Macht mildert, hilft den schauervollen Eindruck vermehren, welchen die beiden folgenden Strophen machen. Man fühlt sich ganz von dem ergriffen, was Sie schildern, und jede Zeile, jeder Ausdruck verstärkt die Wirkung. Kaum erinnere ich mich je etwas gelesen zu haben, das so das Gepräge schmuckloser Einfachheit und erhabener Wahrheit in sich trägt als die dritte Strophe. Jedes Wort ist gediegen und voll Kraft. In der letzten Strophe ruht die bewegte Phantasie wieder schön aus. Die Macht des Dichters ist nicht wild und eigensinnig, sie ist eine milde Größe und hebt den Menschen nur zu den Göttern empor, um ihm eine höhere Menschlichkeit wiederzugeben. Der Versbau dieses Gedichtes paßt überaus gut zum Ganzen, und die Strophen sind sehr wohlklingend."

Digitized by Google

Dieses Urteil enthält speziell in Beziehung auf die zweite Strophe eine sehr tiefgehende Erörterung des philosophischen Inhalts; die beiden folgenden Strophen dagegen, in welchen offenbar der Gedanke kulminiert, werden in Humboldts Brief nur der Form nach besprochen, was wir lediglich der zufälligen Ideen-Association des Briefstils zuzuschreiben haben (Vgl. H.'s Brief vom 22. September 1795: „Sie sehen, lieber Freund, daß ich unsere Briefe wie unsere Gespräche behandle. Ich schreibe hin, was mir gerade einkömmt.") — Versuchen wir uns den Grundgedanken dieser Strophe zu vergegenwärtigen, so finden wir, daß der Dichter dem Gesang die Kraft zuschreibt, den Menschen in derselben Weise über die gemeine Wirklichkeit zu erheben, wie dies ein tragisches Geschick thut. „Das große gigantische Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt," hat aber seine erhebende Wirkung nur dadurch, daß es das Bewußtsein der Freiheit und der geistigen Würde wachruft, durch welche der Mensch, noch indem er äußerlich unterliegt, durch die Behauptung seiner Persönlichkeit den Sieg über die feindliche Wirklichkeit davonträgt. Soll das Gleichnis sein volles Recht haben, so wird also auch der Gesang seinen Zauber üben nicht etwa nur durch den schönen Schein, der uns die harten Züge der Wirklichkeit mit lieblicher Gaukelei verdeckt, sondern vielmehr wesentlich durch seine sittliche Wirkung, dadurch, daß er uns unsere göttliche Natur zum Bewußtsein bringt. In der That ist dies auch in der vierten Strophe deutlich genug ausgesprochen. Der Mensch rafft sich zur Geisterwürde auf. Er tritt in heilige Gewalt; er ist den Göttern eigen, und alles Irdische bleibt ihm fern. In diesen Worten finden wir nur einen leisen Hauch bildlicher Färbung, wie der Zweck der Dichtung sie fordert. Es ist wörtlich zu verstehen, daß der Mensch, indem er sich den Wirkungen des Gesanges hingiebt, in einer Welt lebt, die höher ist als die Erscheinungswelt,

Digitized by Google

eben in jener Welt der Ideen, der „reinen Formen“, in welche das bald folgende Gedicht „Das Ideal und das Leben“ uns vollständiger einführt, und deren philosophische Bedeutung wir in der Einleitung näher erörtert haben.

Mit Unrecht hat man angenommen, daß Schiller in der „Macht des Gesanges“ nur die erhabene Poesie, die Tragödie, Hymne u. s. w. vor Augen gehabt hätte. Allerdings ist der Gedanke des Erhabenen in dem ganzen Gedichte vorwaltend, allein deshalb handelt es eben doch nicht speziell von der Gattung der erhabenen Poesie, sondern vielmehr von demjenigen Erhabenen, welches der Poesie als solcher, in allen ihren Gattungen, zuzuschreiben ist, sofern eben die Erhebung des Gemütes über das Irdische, wenn auch nicht in der unmittelbaren Empfindung, so doch in der Betrachtung mit dem Gefühl des Erhabenen verbunden ist. Der Mensch, welcher sich der Empfindung des rein Schönen in einer heiteren Gattung der Dichtkunst hingiebt, hat selbst nicht das Gefühl des Erhabenen. Wenn ich aber die vollendete Geistesruhe betrachte, in der er hoch über die irdischen Sorgen auf den Flügeln der Poesie emporgehoben ist; wenn ich die ungeheure Kluft erwäge, die zwischen einer solchen seligen Heiterkeit des freien Geistes und dem beängstigenden Gewühl und Gewirr des Lebens befestigt ist, so führt mich eben diese Betrachtung schon mit Notwendigkeit auf die Vorstellung des Erhabenen. Noch weit mehr ist dies aber der Fall, wenn ich mir die Kraft vorstelle, welche den Menschen mitten aus seinen Sorgen und Nöten herauszureißen und zu einer solchen Höhe göttlicher Ruhe zu erheben vermag. Diese Kraft ist eben die Zauberkraft der Poesie selbst, die hier von ihrer erhabenen Seite geschildert wird, wie ein anderes bekanntes Gedicht unseres Schiller „das Mädchen aus der Fremde“ sie von ihrer lieblichen Seite schildert. Der Unterschied ist hierin streng genommen nur ein Unterschied in der Betrachtungs-

Digitized by Google

weise des urteilenden Subjektes; nicht aber ein Unterschied der betrachteten Dichtungsgattungen. Beurteilt man die Wirkung der Poesie in Rücksicht auf den Kontrast zwischen dem Zustand des an die Erscheinungswelt gefesselten und des plötzlich und wunderbar von diesen Fesseln befreiten Gemütes, so hat man die Erhabenheit ihrer Gewalt vor sich; vergißt man diesen Kontrast und betrachtet man nur das stille Walten der Poesie, die sich des menschlichen Gemütes vollständig bemächtigt hat, so sieht man sie in ihrer Schönheit, selbst wenn der Gegenstand, um den es sich augenblicklich handelt, ein erhabener ist. Es kann daher in keinem Falle unserem Dichter vorgeworfen werden, daß er in dem einen oder anderen dieser Gedichte die Merkmale bestimmter Gattungen der Dichtung an die Stelle derjenigen gesetzt habe, welche der Dichtung überhaupt zukommen; wohl aber ist andererseits nichts dagegen einzuwenden, wenn wir vermöge einer natürlichen Ideenassociation bei dem einen Gedicht mehr an die erhabenen Arten der Poesie erinnert werden, bei dem anderen mehr an die lieblichen. Dies kann auch dem Zweck des Dichters nicht widersprechen; denn dafür ist er eben Dichter, ganzer Dichter und nicht nur gewandter Versifex für eine ästhetische Theorie. Die unwillkürliche Ideenassociation verstärkt die Wirkung des Gedichtes auf das Gemüt und ist ihm eben deshalb willkommen. Der denkende und zugleich mit ungekünsteltem Sinn für das Schöne begabte Leser muß ein solches Gedicht im Grunde in allen drei Stufen der Schillerschen Kulturtheorie genießen: Zuerst mit naiver Hingebung an den unmittelbaren Eindruck; sodann mit zersetzender bis zum nackten Gedanken vordringender Reflexion und endlich wieder mit erneuter Hingebung, bei welcher die vorausgegangene Zergliederung als solche gänzlich vergessen wird, während ihr Einfluß auf das Gemüt darin wirksam bleibt, daß der ganze Genuß jetzt ein höherer, freierer geworden ist.

Digitized by Google

Bei wirklichen Meisterwerken wird eine gründliche Zergliederung aber schon dadurch dem reinen Genuß förderlich, daß sie die Bedenken einer oberflächlicheren Reflexion, wie im vorliegenden Falle, beseitigt.

Fassen wir noch einmal zusammen, was wir über den Kern des vorliegenden Gedichtes bisher gefunden haben, so finden wir also in der zweiten, von Humboldt erläuterten Strophe den Schlüssel des Rätsels, die Quelle der Macht des Gesanges, dargestellt durch den Bund des Dichters mit den Parzen, worunter die Verwandtschaft des Wesentlichen, des Bestimmenden im Menschen mit dem Wesen der Dichtung zu verstehen ist; in den beiden folgenden Strophen wird diese Macht in ihrer Wirkungsweise und in ihrem Resultat gezeigt, welches kein geringeres ist, als die Erhebung des Menschen zu einer über alles Irdische erhabenen Geisterwürde. Es bleibt uns nun noch übrig, die erste und die letzte Strophe zu betrachten, die wir als zur Einleitung und zum Abschluß bestimmt ansehen können.

Der Gedanke der Einleitungsstrophe kehrt bekanntlich bei Schiller in verschiedener Form sehr häufig wieder. Am ähnlichsten ist eine Stelle aus dem acht Jahre später (1803) gedichteten „Graf von Habsburg“:

> Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
> Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
> Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
> So des Sängers Lied aus dem Innern schallt
> Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
> Die im Herzen wunderbar schliefen.

Vom „Mädchen aus der Fremde“ heißt es: „Man wußte nicht, woher sie kam.“ Die Schöpfung der Kunst in „das Ideal und das Leben“ erscheint schlank und leicht, wie aus dem Nichts gesprungen. Genauer ausgeführt hat Schiller den Gedanken von der Plötzlichkeit und Rätselhaftigkeit, mit welcher das Schöne hervorbricht, am Schluß des Gedichtes: „Das Glück.“

Digitized by Google

Alles Menschliche muß erst werden und wachsen und reifen,
Und von Gestalt zu Gestalt führt es die bildende Zeit.
Aber das Göttliche stehest du nicht, das Schöne nicht werden.
Fertig von Ewigkeit her steht es vollendet vor dir.
Jede irdische Venus entsteht, wie die erste des Himmels,
Eine dunkle Geburt aus dem unendlichen Meer;
Wie die erste Minerva, so tritt, mit der Aegis gerüstet,
Aus des Donnerers Haupt jeder Gedanke des Lichts.

Natürlich gilt diese Plötzlichkeit und Fertigkeit in der Entstehung des Schönen nur von der Idee und von der Empfindung des Schönen, nicht aber von der Ausführung, von der Ausprägung der Idee im widerstrebenden Stoff, für die Schiller gerade die höchste Unermüdlichkeit des Fleißes verlangt, wie er sie selbst leistet. (Näheres zu: „Das Ideal und das Leben.") Wunderschön ist diese Entstehungsweise mit allen ihren Momenten von der Idee bis zum Genuß in folgenden Versen des Gedichtes „Die Gunst des Augenblicks" (1802) dargestellt:

Von dem allerersten Werden
Der unendlichen Natur,
Alles Göttliche auf Erden
Ist ein Lichtgedanke nur.

Langsam in dem Lauf der Horen,
Füget sich der Stein zum Stein,
Schnell, wie es der Geist geboren,
Will das Werk genossen sein.

Die letzte Strophe des Gedichtes dient dem Zweck des Abschlusses und lenkt deshalb von der pathetischen Schilderung der Macht des Gesanges unmerklich über zur Darstellung seines stillen und wohlthätigen Einflusses, dem namentlich die beiden letzten Zeilen gewidmet sind. Übrigens enthält die Strophe zugleich eine Fortsetzung des eigentlichen Themas, indem sie schildert, wie die Poesie mit derselben Zauberkraft, mit welcher sie den Menschen über alles Irdische erhebt, auch im stande ist, ihn aus dem Zustand einer überfeinerten und dem falschen

Digitized by Google

Schein huldigenden Kultur mit unwiderstehlicher Anziehungskraft zur Natur zurückzuführen.

Man kann hier, wie auch beim Schluß der „Ideale“ die Frage aufwerfen, ob das merkliche Nachlassen der Kraft und Spannung des Gedichtes gegen den Schluß hin von der Kritik gerechtfertigt werde oder nicht. Bei den „Idealen“ hat Schiller selbst den matten Schluß für absichtlich erklärt und gegen die Mißbilligung Körners verteidigt (Brief an H. vom 7. September 1795); hier dagegen hatte er sich wohl kaum selbst genug gethan, da er ja, wie wir gesehen haben, die letzte Strophe weniger hoch stellt als die vier vorangehenden. Und doch ist nun auch hier, so gut wie bei den „Idealen“ ein sanft verklingender Ausgang nur zu billigen. Die Unvollkommenheit, wenn wir eine solche annehmen wollen, muß also wohl in etwas anderem stecken, und vielleicht ist dies eine nicht ganz vorsichtige Wahl einiger Ausdrücke in der letzten Hälfte der Strophe, wodurch eine falsche Ideenassociation entsteht, die uns den Gesichtskreis des Gedichtes plötzlich auffallend verengt. Bei dem „fernen Ausland fremder Sitten“ denkt man nämlich in Verbindung mit den „kalten Regeln“, von denen der Flüchtling in den Armen der Natur erwarmen soll, fast unwillkürlich an unsere Litteratur, in welcher der Einfluß des Auslandes das Übergewicht gewonnen und die Natur durch „kalte Regeln“ verdrängt hatte, bis die echte Dichtkunst im Bunde mit der Natur sich wieder Bahn brach. So ist es aber nicht gemeint. Das „Ausland“, aus welchem der Mensch durch den Zauber des Gesanges zurückgerufen wird, ist nichts anderes als der im Fortgange der Kultur mit Notwendigkeit eintretende Abfall von der schlichten Bahn der Natur, und die „kalten Regeln“ sind die erkünstelten Sitten unseres fortgeschrittenen Zeitalters. Dies ist freilich so klar, daß es im Zusammenhange dieses Gedichtes jeder verstehen muß,

Digitized by Google

auch wenn er nicht sonderlich in den Schillerschen Gedankenkreis eingeweiht ist. Wo es aber auf das Gefühl ankommt, giebt es neben den totalen Mißverständnissen auch partiale oder vielmehr statt des Mißverständnisses Mißempfindungen aus Nebenvorstellungen, die der Dichter, um die gewünschte Wirkung zu erzielen, sorgfältig vermeiden muß. Ein einfacheres Beispiel für diesen Satz bietet die Geschichte unseres Gedichtes an einer anderen Stelle. Im Anfange der zweiten Strophe, wo jetzt die umschreibende Erwähnung der Parzen so vorzügliche Wirkung thut, waren diese „furchtbaren Wesen" ursprünglich genannt, und zwar mit der griechischen Bezeichnung „Mören". Humboldt opponierte dagegen, teils wegen der Unbekanntschaft des Publikums mit einem griechischen Namen, der nicht in die römische Mythologie übergegangen war, teils weil ihm das Wort „fatal klang". Dieser fatale Klang kann nicht in den Lauten gelegen haben. Denkt man sich freilich, der Vers habe ursprünglich gelautet: „Verbündet mit den furchtbar'n Mören", so würde die Härte der Elision in furchtbar'n, durch die Aufeinanderfolge der verwandten Laute n und M bis zur Unerträglichkeit gesteigert erscheinen. Aber das hätte Humboldt, der in solchen Dingen sehr scharf sah, ohne Zweifel gerade herausgesagt. Er sagt aber ausdrücklich, das Wort „Mören" klinge ihm fatal, und es ist anzunehmen, daß ursprünglich ein anderes Wort vorausging, da erst das Bedürfnis der Umschreibung das „furchtbar'n" veranlassen mochte. Dann aber kann „Mören" aus keinem anderen Grunde „fatal klingen", als weil diese Laute im größten Teil Deutschlands zugleich den Begriff der gelben Rübe („Möhren", „Mohrrübe") wachrufen, ein Begriff, der allerdings mit dem Zusammenhang nicht das mindeste zu schaffen hat, der aber vermöge eines psychologischen Gesetzes durch die entsprechenden Laute, gleich einer mitschwingenden Saite, angeregt wird, und der dadurch, wo

Digitized by Google

nicht im Bewußtsein, so doch jedenfalls im Gefühl eine Störung verursacht. Beim Schlusse des Gedichtes entsteht die schädliche Nebenwirkung nicht durch Anregung eines ganz fremden Begriffes, sondern durch Anregung eines engeren Begriffes anstatt des weiteren, den der Zusammenhang fordert. Namentlich das Wort „fremden" ist fatal, indem es uns veranlaßt, neben der bildlichen Bedeutung von „Ausland" auch die eigentliche uns vorzustellen, worauf dann die Mißdeutung der „kalten Regeln" von selbst folgt. Das ganze Gedicht müßte gewinnen, wenn man statt des einzigen Wortes „fremden" einen Trochäus finden könnte, der den Begriff des Erkünstelten ohne Möglichkeit dieser Mißdeutung bildlich ausdrückte. Das dürfte aber eine Quadratur des Zirkels bleiben. Der ganze Gedanke der Schlußstrophe ist übrigens nicht nur einer von Schillers Lieblingsgedanken, sondern wir finden auch das hier gebrauchte Bild wieder in der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung (12. S. 121 f. der Taschenausgabe) eine Stelle, bei welcher die öfter wiederkehrende Frage nach der Priorität des prosaischen oder des poetischen Ausdrucks erhoben werden kann; denn vollendet und zum erstenmal gedruckt wurde das betreffende Stück des Aufsatzes erst erst im Herbst 1795, dagegen mutmaßlich schon ein volles Jahr früher größtenteils niedergeschrieben. (Vgl. Tomaschek, S. 318 ꝛc.)

Der Tanz.

Das vorstehende Gedicht muß ungefähr gleichzeitig mit der „Macht des Gesanges", jedenfalls wohl noch im Juli des Jahres 1795 entstanden sein, ein Umstand, der zur Beurteilung des Übergangs von der Philosophie zur

Digitized by Google

Poesie, namentlich im Hinblick auf das später folgende Gedicht „Das Ideal und das Leben“ von Wichtigkeit ist, wie wir in der Einleitung nachgewiesen haben. In Hoffmeisters chronologischem Inhaltsverzeichnis zu Schillers Werken (IV. Supplementband S. 600) ist es durch ein offenbares Versehen zu spät gestellt, indem die Sendung an Körner (den 31. August) als Anhaltspunkt benutzt wurde, während Humboldt das Gedicht schon gleichzeitig mit der „Macht des Gesanges“ in seinem Briefe vom 18. August bespricht. Wenn die „Macht des Gesanges“ uns Schiller bereits im höchsten lyrischen Schwunge zeigt, so hat der „Tanz“ namentlich Interesse durch die volle Sättigung des Gedankens mit dichterischer Anschauung und durch die hohe Formvollendung, mit welcher der Dichter hier bereits das elegische Versmaß handhabt. Der Dichter des „Tanzes“ brauchte sich nicht mehr „aus der Philosophie herauszudichten“, wie Kuno Fischer sich geistreich ausdrückt; er war bereits wieder mitten im Strom der Dichtung, und es ist daher kein Unvermögen sich von der Philosophie loszuringen, sondern vollkommen freie Wahl, wenn Schiller im „Reich der Schatten“ tiefer als je in die Philosophie hinabsteigt. Allerdings hat der „Tanz“ noch viele und bedeutende Veränderungen erfahren, bevor er in der letzten und vollendetsten Form, die wir oben wiedergegeben haben, erscheinen konnte; doch trug auch die zuerst veröffentlichte Form (Musenalmanach für 1796) schon das Gepräge einer hohen dichterischen Vollendung. Zur Vergleichung lassen wir das Gedicht hier noch einmal in dieser Form folgen; alle Worte, an denen etwas geändert, sind dabei durch den Druck ausgezeichnet:

Sieh wie sie durch einander in kühnen Schlangen sich winden,
Wie mit geflügeltem Schritt schweben auf schlüpfrigem Plan!

Digitized by Google

Seh' ich flüchtige Schatten von ihren Leibern geschieden?
Ist es Elysiums Hain, der den Erstaunten umfängt.
Wie, vom Zephyr gewiegt, der leichte Rauch durch die Luft schwimmt,
Wie sich leise der Kahn schaukelt auf silberner Flut,
Hüpft der gelehrige Fuß auf des Takts melodischen Wellen;
Säuselndes Saitengetön hebt den ätherischen Leib.
Keinen drängend, von Keinem gedrängt, mit besonnener Eile
Schlüpft ein liebliches Paar dort durch des Tanzes Gewühl.
Vor ihm her entsteht seine Bahn, die hinter ihm schwindet;
Leis, wie durch magische Hand öffnet und schließt sich der Weg.
Sieh! jetzt verliert es der suchende Blick; verwirrt durcheinander
Stürzt der zierliche Bau dieser beweglichen Welt,
Nein, dort schwebt es frohlockend herauf, der Knoten entwirrt sich;
Nur mit verändertem Reiz stellt sich die Ordnung mir dar.
Ewig zerstört und ewig erzeugt sich die drehende Schöpfung,
Und ein stilles Gesetz lenkt der Verwandlungen Spiel.
Sprich, wie geschieht's, daß, rastlos bewegt, die Bildungen schwanken
Und die Regel doch bleibt, wenn die Gestalten auch fliehn?
Daſs mit Herrscherkühnheit einher der Einzelne wandelt,
Keiner ihm sklavisch weicht, Keiner entgegen ihm stürmt?
Willst du es wissen? Es ist des Wohllauts mächtige Gottheit,
Die zum geselligen Tanz ordnet den tobenden Sprung,
Die, der Nemesis gleich, an des Rhythmus goldenem Zügel
Lenkt die brausende Lust und die gesetzlose zähmt.
Und der Wohllaut der groſsen Natur umrauscht dich vergebens?
Dich ergreift nicht der Strom dieser harmonischen Welt?
Nicht der begeisternde Takt, den alle Wesen dir schlagen,
Nicht der wirbelnde Tanz, der durch den ewigen Raum
Leuchtende Sonnen wälzt in künstlich schlängelnden Bahnen?
Handelnd fliehst du das Maſs, das du im Spiele doch ehrst?

Das Gedicht sieht hier allerdings ziemlich bunt aus: ein Beweis dafür, wie viel Schiller daran gelegen war, es zu der seinem Inhalt entsprechenden Formvollendung zu bringen. Dennoch ist leicht zu sehen, daß die ältere Fassung sich auch schon im Sprachlichen und Metrischen Schillers besseren Schöpfungen zur Seite stellen kann,

Digitized by Google

während die eigentliche poetische Grundlage, die Einheit von Form und Gedanke, in der That schon in der älteren Form vollständig fertig vorliegt. Was vollends schon vor dem Abdruck im Musenalmanach am ersten Entwurf auf Humboldts Rat geändert wurde, trifft, wie aus dem Brief vom 18. August hervorgeht, nur wenige metrische Einzelnheiten. Über das Ganze schreibt Humboldt in diesem Briefe: „Der ‚Tanz' ist vortrefflich, und es kann leicht an bloß subjektiven Gründen liegen, wenn ich ihm ‚Die Macht des Gesanges' vorziehe. Er hat einen so großen philosophischen Gehalt, und das Bild der Tanzenden ist göttlich schön gemalt und voll Leben. Die Bewegung und Leichtigkeit der ersten Hälfte, die vorzüglich in einzelnen Versen (‚Säuselndes Saitengetön' u. s. f. und ‚Stürzt der zierliche Bau' u. s. w.) unübertrefflich ausgedrückt ist, stellt sich die Festigkeit und der Ernst der zweiten prächtig entgegen. Auch wird es Ihnen dadurch auf eine in der That ganz vorzügliche Art eigen. Die Idee drückt die Individualität Ihres Geistes, der immer in dem Verwirrten das Gesetz aufsucht, und das Gesetz wieder in scheinbarer Verwirrung zu verbergen sucht, sehr treffend aus, und selbst die Bilder, die Sie brauchen, gehören, wie ich mich aus Gesprächen erinnere, zu denen, die Ihnen am geläufigsten sind. Es hat meiner Phantasie, seit ich jetzt von Ihnen getrennt bin, das lebhafteste Bild von Ihnen gegeben und ist mir darum doppelt wert."

Der Tanz ist in unserm Gedicht nach der Regel der Individualisierung an die Stelle der gesamten schönen Kunst gesetzt, von welcher eine streng begriffliche Erörterung des Themas hätte ausgehen müssen. Die Kunst zeigt uns die strenge Notwendigkeit der Naturgesetze versöhnt mit der Freiheit des Menschen im heiteren, nur von der Regel des Schönen geleiteten Spiel. Im Spiele ehren wir das von der Natur geforderte Maß, und wie wir hier den Gesetzen der Natur freiwillig gehorchen, so

Digitized by Google

sollten wir es auch auf dem Gebiete des Handelns thun: wir sollten uns durch das Vorbild der Kunst, wie durch die Betrachtung der Harmonie in der Natur, zum Maßhalten, zu der mit der Schönheit verbundenen Sittlichkeit hinführen lassen.

Das Ideal und das Leben.

1. Disposition des Gedichtes.

Das Gedicht besteht in der Form, welche Schiller ihm zuletzt gegeben hat, aus fünfzehn Strophen. Sondern wir zunächst die fünf ersten und die beiden letzten ab, so bleiben uns acht Strophen als Kern des Gedichtes übrig, von denen je eine mit „Wenn" und die andern mit „Aber" beginnt. Die vorangehende stellt jedesmal den Kampf und die Not des Lebens dar, die folgende dagegen die Auflösung dieses Kampfes, die Beseitigung der „Angst des Irdischen" durch den Übergang in das „Reich des Ideales." Jedes solche Strophenpaar faßt den Kampf des Lebens und den Sieg der Idee von einer bestimmten Seite. Das erste Paar ist dem Kampf im engeren Sinne gewidmet, dem Wettstreit der nach ihrem Ziele ringenden Menschen, welchem das Ideal eines freien Bundes aller Kräfte entgegengestellt wird. Das zweite Paar gilt der mühevollen Arbeit, das dritte der Schuld und das vierte dem Leiden. Die Ideen der vollendeten Kunstschöpfung, des mit dem Gesetz versöhnten Herzens und der unerschütterten Geistesruhe stellen sich diesen Nöten des Lebens entgegen. Weshalb diese siegreichen Ideen nur im Reich der Schönheit, in der Freiheit der Gedanken triumphieren, nicht aber im Leben, ist aus der Einleitung (S. 1 ff.) zu ersehen.

Digitized by Google

Der Gedanke, welcher hier, nach vier Kardinalpunkten gegliedert, eine reiche Ausführung erhalten hat, wird durch die fünf ersten Strophen vorbereitet und in allgemeinerer Form hingestellt. Von diesen fünf Strophen bilden die drei ersten die Einleitung und den Übergang auf den Gegenstand des Gedichtes. Die erste Strophe ist eine Vorbereitung auf den Gedanken, die uns zunächst nicht das Reich des Ideals vor Augen stellt, sondern ein Bild desselben, den seligen Olymp, der am Schluß des ganzen Gedichtes wiederkehrt, sodaß dadurch die eigentliche Ideendichtung vom Mythus, wie von einem glänzenden Rahmen, umfaßt wird. Die zweite Strophe bereitet den Gegenstand vor. Sie zeigt dem Menschen einen Weg zur Gottähnlichkeit und deutet im allgemeinen die Richtung dieses Weges an; erst die dritte Strophe zeigt uns als Ziel dieses Weges das Reich des Ideales und fordert uns auf, der Angst des Irdischen durch die Flucht in dieses Reich zu entgehen.

Den beiden zwischen der Einleitung und der Ausführung stehenden Strophen fiel der schwierigste Teil der ganzen Aufgabe des Gedichtes zu; den abstrakten Grundgedanken scharf und kurz hinzustellen, und zwar so, daß er sich dem Hörer als Schlüssel für die ganze Folge des Gedichtes einprägt, ohne doch durch unpoetische Härte den harmonischen Eindruck des Kunstwerkes zu stören. Schiller gliederte nun, ob mit bewußter Berechnung wissen wir nicht, diese beiden Strophen so, daß beide an ihrem Schluß den Grundgedanken des Gedichtes übereinstimmend aussprechen, der sich durch diese Wiederholung tiefer einprägt; während der größte Teil beider Strophen sich durch den Gegensatz entspricht. In der ersten wird das Ideal verherrlicht, in der zweiten die fortreißende Gewalt des irdischen Kampfes geschildert. Auch darauf ist zu achten, daß die Folge hier eine umgekehrte ist, wie in den der speziellen Ausführung gewidmeten Strophen. Das Ideal

Digitized by Google

steht voran, das Leben folgt. Durch diese veränderte Ordnung wird teils eine zu große Einförmigkeit des ganzen Gedichtes vermieden, teils eine vollkommene Verbindung aller Teile hergestellt, so daß der durch die Kunstform des Ganzen bedingte Fortschritt zugleich aus der natürlichen Ideenassociation zu folgen scheint. Nicht minder zweckmäßig ist es, daß der am Schluß beider Strophen wiederholte Grundgedanke des Gedichtes nur das erste Mal, nach der glänzenden und tiefsinnigen Schilderung des Ideales nackt und einfach in zwei an das Prosaische streifenden Zeilen hingestellt ist, während er sich zum zweitenmale, in vier Zeilen ausgeführt, in den Schmuck poetischer Bilder hüllt. Obwohl sonach gerade an diese beiden Strophen vorzügliche Sorgfalt und Kunst verwandt ist, so bieten sie dennoch infolge der Sprödigkeit des Stoffes, der hier zu bewältigen war, noch am ehesten der Kritik eine verwundbare Stelle dar.

Die beiden Schlußverse enthalten eine mythische Einkleidung des Grundgedankens, die wieder auf den Ausgangspunkt zurückführt, auf das Leben der Seligen im Olymp. Es entspricht jedoch der Kunst des Dichters, die in diesen Versen ihren Gipfel erreicht, daß wir keineswegs nur eine allegorische Zusammenfassung des bereits Ausgesprochenen erhalten, sondern daß das tiefsinnig gewählte Bild von der Himmelfahrt des Herakles zugleich noch einen inkommensurablen Überschuß mannigfacher Anregungen mit sich bringt, so daß das Gemüt mit der Ahnung entlassen wird, daß hinter der klar erfaßten Wahrheit sich noch eine endlose Tiefe weiterer Beziehungen verberge.

[Die beiden letzten Sätze des vorletzten Absatzes „Nicht minder — dar" sind auf der Korrekturfahne gestrichen und dafür das Folgende geschrieben:]

Bei der ursprünglichen Form des Gedichts (s. unten) bildete die erste dieser beiden Strophen noch einen Teil des ersten Abschnittes, der Schilderung des Reiches der

Digitized by Google

Schatten, während die zweite allein den Übergang auf den zweiten Teil des Gedichtes, den jetzigen Hauptteil, bildete. Deshalb war damals die adhortative Form: „Wenn im Leben noch des Kampfes Wage schwankt, erscheine hier der Sieg“ dem Zusammenhang entsprechend, als Wiederholung der Aufforderung, in das Reich der Ideale (der Schönheit Schattenreich) zu fliehen. Nach Umwandlung des ersten Teils in eine bloße Einleitung zum zweiten genügte die Hinzufügung eines einzigen Buchstabens, um dieser Strophe eine veränderte Stellung zum Ganzen zu geben.

---

2. Geschichte des Gedichtes.

Kaum hatte sich Schiller durch das oben mitgeteilte kleine Gedicht: „Poesie des Lebens“ eine Brücke zur Dichtung gebaut, so fand er sich durch den Eindruck des fünften Buches von Goethes Wilhelm Meister aufs mächtigste zur Produktion angeregt. Im Grunde mußte ihn schon der Schluß der ästhetischen Briefe (Juni 1795) von selbst auf die Dichtkunst als auf ein höheres Gebiet hinüberleiten. Die Vollendung der Philosophie durch die Dichtung lag in der Konsequenz seines Systems. Auch fällte Humboldt das Urteil, daß in Schiller Philosophie und Poesie schlechterdings eins seien (vgl. Einl. S. 22), bevor er irgend eines der philosophischen Gedichte gelesen hatte (Brief vom 4. August 1795). Unterdessen war Schiller, nach seiner Weise, bereits mit mehreren poetischen Entwürfen gleichzeitig beschäftigt. Am 20. Juli schreibt er an Goethe: „Meine Poesien rücken sehr langsam vorwärts, da ich ganze Wochen lang zu jeder Arbeit untüchtig war.“ Ob unter den Gedichten, die ihn damals bereits beschäftigten, auch das Reich der Schatten (Das Ideal und das Leben) war, wissen wir nicht bestimmt; das tiefsinnige und reichhaltige Gedicht ist jedoch sicher nicht auf einen

Digitized by Google

Schlag fertig geworden. In einem verlorenen Briefe vom Anfang August muß Schiller bereits bemerkt haben, daß er das beste der in Arbeit befindlichen Gedichte, vermutlich eben das „Reich der Schatten" für die Horen bestimmt habe; denn Humboldt billigt diesen Entschluß in seiner Antwort vom 15. August. Er hatte an diesem Tage noch keins der neuen Gedichte gelesen und wiederholte den Ausdruck gespannter Erwartung, welcher bereits in dem Briefe vom 4. August ausgesprochen ist. Drei Tage später (18. August) hatte er eine für den Musenalmanach bestimmte Sendung in Händen und konnte bereits sein Urteil über diese an Schiller mitteilen. Unter diesen sind die beiden hier bereits mitgeteilten und besprochenen, „Die Macht des Gesanges" und „Der Tanz"; ferner „Pegasus im Joche", „Die Antike an den nordischen Wanderer", „An einen Weltverbesserer", „Spruch des Confucius" (der erste, von der Zeit; der zweite, vom Raume, entstand erst 1798), „Die zwei Tugendwege", „Der Säemann", „Das Höchste" und „Die Würden". Alle diese sehr verschiedenartigen Gedichte waren also schon, zum Teil vielleicht seit längerer Zeit, vollendet, bevor Schiller „Das Reich der Schatten" zustande brachte, was ihm vermutlich erst gelang, nachdem er sich die übrigen Sachen vom Halse geschafft hatte. Abermals drei Tage später, am 21. August, schreibt Humboldt endlich über „Das Reich der Schatten" und zwar so, daß wir annehmen müssen, er habe das Gedicht bereits einige Tage in Händen gehabt. Die Briefe der beiden Männer kreuzten sich in dieser Zeit so, daß fast mit jedem Posttage von beiden Seiten ein Brief abging. Humboldt scheint zweimal die Woche Postgelegenheit gehabt zu haben. Wahrscheinlich erhielt er „Das Reich der Schatten" schon an demselben Tage (d. 18.), an welchem er die Beurteilung der Gedichte für den Musenalmanach absandte, sowie er die letzteren erhalten

Digitized by Google

haben mag, als er eben den Brief vom 15. absandte, in welchem er noch sein Verlangen nach den Gedichten ausspricht. Wir besitzen nun allerdings für „Das Reich der Schatten" Schillers Begleitbrief, und dieser ist bereits vom 9. August datiert. Es darf uns jedoch nicht irre machen, daß diese Sendung nicht vor dem 18. ankam. Soweit wir uns in der Chronologie des sehr verstümmelt auf uns gekommenen Briefwechsels orientieren können, brauchten schon einfache Briefe zwischen Jena und Tegel mindestens 4—5 Tage. Pakete liefen länger und dabei unregelmäßig. Zwischen einer Gedichtsendung Schillers und der nächsten Antwort Humboldts liegen in der Regel etwa 11 Tage, was auch hier zutrifft. Übrigens giebt Hoffmeister nach Schillers Notizbuch den 10. August als den Tag an, an welchem „Das Reich der Schatten" an Humboldt gesandt wurde, und dies scheint richtiger als das Datum in der Briefsammlung. Hoffmeister stellt von den Gedichten der vorausgehenden Sendung den „Säemann", „Die Würden" und „Das Höchste" ohne genauere Angabe des Datums noch hinter „Die Würde der Frauen", was wohl auf derselben Nichtbeachtung des Humboldtschen Briefes vom 18. beruht, wie der bei dem vorhergehenden Gedichte (Der Tanz) besprochene Irrtum. Die übrigen oben angeführten Gedichte teilt er sämtlich dem Juli zu, und in der That ist es auch am wahrscheinlichsten, daß die ganze von Humboldt besprochene Sendung im Juli oder spätestens in den ersten Tagen des August fertig wurde. Da mit dieser Sendung noch manche andere für den Musenalmanach und die Horen bestimmte Stücke abgingen, so mag sie sich leicht einige Tage verzögert haben, während umgekehrt das Reich der Schatten ohne Zweifel sofort, nachdem es in der ersten Bearbeitung vollendet war, an Humboldt abgesendet wurde. Auch dürfte die erstere Sendung, die jedenfalls aus einem ziemlich starken Paket bestand, länger als eine Woche unterwegs gewesen

Digitized by Google

sein. Hieraus ergiebt sich als Resultat, daß Schiller zur Vollendung des Gedichtes, welches er lange Zeit hindurch unter allen seinen Produktionen am höchsten stellte, vermutlich *mindestens eine freie Woche* benutzte, nachdem er bereits mitten in den Strom der Poesie geraten war und seine Kraft an einer ungewöhnlichen Mannigfaltigkeit neuer Formen versucht hatte. Die Abfassungszeit fällt ungefähr in die Mitte des Zeitraumes (Juni — Oktober) zwischen der Vollendung der ästhetischen Briefe und dem Anfang der Arbeit zu dem Aufsatz über naive und sentimentalische Dichtung, in eine Zeit, die man als einen unzweifelhaften Höhepunkt poetischer Produktion betrachten muß.

Allerdings tragen Schillers Gedichte aus diesem Zeitraum mehr oder weniger *alle* das Gepräge der *Ideendichtung*; auch bewegen sich die meisten in dem durch die ästhetischen Briefe angeregten Gedankenkreise, jedoch mit einer solchen *Freiheit und Vielseitigkeit*, daß Schiller wahrlich nicht mehr nötig gehabt hätte, wie man so oft gemeint hat, nur um den Übergang zur Poesie zu finden, den Schlußgedanken der ästhetischen Briefe im Reich der Schatten zu poetisieren. „Der Pegasus", schreibt Humboldt, „hat mich überrascht und ist Ihnen göttlich gelungen. Ich kannte Sie in dieser Gattung noch nicht. Aber die Erzählung eilt sehr leicht und unterhaltend fort; die Schilderungen sind überaus lebendig und charakteristisch, und das Ende, von den Worten an: „Kaum fühlt das Tier" u. s. f. ist majestätisch und verrät unverkennbar Ihre Hand. — Die *Antike* ist ein prächtiges Stück. Ihr ernster scheltender Ton macht eine große Wirkung, und sie erregt eine Menge von Betrachtungen über die Vergangenheit und Gegenwart und die unwiderruflichen Wirkungen der Zeit, die sich in eine Art der Wehmut auflösen." Beide hier genannte Gedichte stehen dem Mittelpunkt der Schillerschen Philosophie so fern, daß uns hier

Digitized by Google

nur ihr Vorhandensein von Wichtigkeit ist. Dagegen wollen wir das auf Fichte gemünzte Gedicht: „An einen Weltverbesserer", welches Humboldt ebenfalls nur zu rühmen fand, zur Charakterisierung dieser Periode hier folgen lassen.

An einen Weltverbesserer.

„Alles opfert' ich hin," sprichst du, „der Menschheit zu helfen;
Eitel war der Erfolg, Haß und Verfolgung der Lohn." —
Soll ich dir sagen, Freund, wie ich mit Menschen es halte?
Traue dem Spruche! Noch nie hat mich der Führer getäuscht.
Von der Menschheit — du kannst von ihr nie groß genug denken;
Wie du im Busen sie trägst, prägst du in Thaten sie aus.
Auch dem Menschen, der dir im engen Leben begegnet,
Reich ihm, wenn er sie mag, freundlich die helfende Hand,
Nur für Regen und Tau und fürs Wohl der Menschengeschlechter
Laß du den Himmel, Freund, sorgen, wie gestern, so heut.

Dies kleine Gedicht, zu dessen poetischer Vollendung spätere Verbesserungen nur sehr wenig hinzugethan haben, geht ebenfalls ganz aus dem Gedankenkreise der letzten ästhetischen Briefe hinaus, knüpft dagegen in sehr interessanter Weise wieder an die politischen Ideen der zehn ersten Briefe an. Heutzutage, wo jeder Gebildete weiß, daß Fichtes Bemühungen keineswegs eitel geblieben sind, daß er vielmehr thatsächlich zu der geistigen Erhebung der Nation in den Befreiungskriegen mächtig beigetragen hat, kann die Betrachtung dieser Verse für Schiller nicht vorteilhaft ausfallen. Das Sophisma, durch welches dieser glaubte sich der Politik ganz entziehen zu können, haben wir in der Einleitung erörtert. Im engsten Zusammenhang mit dem „Weltverbesserer" ist übrigens auch „Der Säemann" zu fassen:

Siehe, voll Hoffnung vertraust du der Erde goldenen Samen
Und erwarteſt im Lenz fröhlich die keimende Saat.
Nur in die Furche der Zeit bedenkst du dich Thaten zu streuen,
Die, von der Weisheit gesät, still für die Ewigkeit blühn?

„Frei von eitler Geschäftigkeit, die in den flüchtigen Augenblick gern ihre Spur drücken möchte," sollen wir ja

Digitized by Google

das Ideal ausprägen in allen sinnlichen und geistigen Formen und es „schweigend in die unendliche Zeit werfen“ (Neunter Brief, XII, S. 25). — „Die zwei Tugendwege“ knüpfen an den Gedankengang der Abhandlung, über die notwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen an: „Zwei sind der Wege, auf welchen der Mensch zur Tugend emporstrebt, Schließt sich der eine dir zu, thut sich der andre dir auf. Handelnd erringt der Glückliche sie, der Leidende duldend, Wohl ihm, den sein Geschick liebend auf beiden geführt!“

Unbegreiflich ist, wie Viehoff den einfachen Sinn des „auf beiden“ verkennen konnte (III, 71). Es ist eben nach Schillers Ansicht nicht genug, daß der Mensch glücklich sei; er muß auch lernen, sittliche Würde im Leiden zu behaupten. Daß der Dichter hier, nach Vollendung der ästhetischen Briefe und vor der Dichtung des Reiches der Schatten, auf diesen Gedanken einer schon während des schwäbischen Aufenthaltes (1793—1798) geschriebenen Abhandlung (vgl. Tomaschek III, 5 und 6) zurückkommen konnte, ist von Wichtigkeit gegenüber der übel angebrachten Dialektik, mit welcher Kuno Fischer (vgl. Einleitung S. XIV) den Dichter von einem einseitigen moralischen zu einem einseitigen ästhetischen Standpunkt gelangen läßt, nach welchem letzteren dann das philosophische Hauptgedicht nur noch einer äußerst abschwächenden Interpretation unterliegen kann.

Zur Geschichte des Gedichtes gehört endlich auch noch, daß wir erwähnen, womit Schiller seinen Geist in rezeptiver Weise beschäftigte, während er an diesem Werke arbeitete. Und da will uns nichts wichtiger erscheinen, als das fünfte und sechste Buch von Goethes Wilhelm Meister, welche Goethe wahrscheinlich in den ersten Tagen des August von Karlsbad aus an Schiller gesandt hat. Das sechste Buch, die Bekenntnisse einer schönen Seele enthaltend, war schon im

Digitized by Google

März größtenteils fertig; Schiller war längst gespannt darauf, und so wenig ihm auch die hier geschilderte Art von Religiosität zusagte, so wurde doch, wie der Brief vom 17. August beweist, sein ganzes Denken dadurch mächtig auf die Religionsphilosophie hingelenkt, die er sich in seiner Weise zurechtlegte (vgl. Einleitung S. 33).

Die ursprüngliche Form des Gedichtes „Das Ideal und das Leben" war von der definitiven, die wir oben mitgeteilt haben, in einem sehr wesentlichen Punkte verschieden. Während jetzt der ganze Nachdruck auf den Gegensatz von Ideal und Leben fällt, so daß wir die vier antithetisch geordneten Strophenpaare als den eigentlichen Kern des Gedichtes bezeichnen konnten, war damals der jetzt als Einleitung dienende Teil selbständig entwickelt und, obwohl etwas kürzer als der folgende, doch im Grunde der Hauptteil, wie schon die ältere Überschrift „Das Reich der Schatten" andeutet. Im ersten Teil des Gedichtes wurde des Schattenreiches Schönheit geschildert, im zweiten sein Wert für den Menschen dargelegt. Die erste Strophe ist unverändert geblieben. Von da an lautet das Gedicht um drei Strophen stärker als das jetzige:

Führt kein Weg hinauf zu jenen Höhen?
Muß der Blume Schmuck vergehen,
Wenn des Herbstes Gabe schwellen soll?
Wenn sich Lunens Silberhörner füllen,
Muß die andre Hälfte Nacht umhüllen?
Wird die Strahlenscheibe niemals voll?
Nein, auch aus der Sinne Schranken führen
Pfade aufwärts zur Unendlichkeit.
Die von ihren Gütern nichts berühren,
Fesselt kein Gesetz der Zeit.

Nur der Körper eignet jenen Mächten,
Die das dunkle Schicksal flechten;
Aber frei von jeder Zeitgewalt,
Die Gespielin seliger Naturen
Wandelt oben in des Lichtes Fluren,
Göttlich unter Göttern, die Gestalt,

Digitized by Google

Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln schweben,
Werft die Angst des Irdischen von euch!
Fliehet aus dem engen dumpfen Leben
In der Schönheit Schattenreich.

Und vor jenen fürchterlichen Scharen
Euch auf ewig zu bewahren,
Brechet mutig alle Brücken ab.
Zittert nicht, die Heimat zu verlieren;
Alle Pfade, die zum Leben führen,
Alle führen zum gewissen Grab,
Opfert freudig auf, was ihr besessen,
Was ihr einst gewesen, was ihr seid,
Und in einem seligen Vergessen
Schwinde die Vergangenheit.

Keine Schmerzerinnerung entweihe
Diese Freistatt, keine Reue,
Keine Sorge, keiner Thräne Spur.
Losgesprochen sind von allen Pflichten,
Die in dieses Heiligtum sich flüchten,
Allen Schulden sterblicher Natur,
Aufgerichtet wandle hier der Sklave,
Seiner Fesseln glücklich unbewußt;
Selbst die rächende Erinne schlafe
Friedlich in des Sünders Brust.

Hieran schließt wieder fast unverändert die jetzige vierte Strophe „Jugendlich von allen Erdenmalen“ u. s. w., in welcher nur am Schluß statt „erscheinet“ gelesen wurde „erscheine“. In der 5. Zeile der folgenden Strophe stand: „Schicksal“ statt „Leben“. In der 13. Strophe stand: „Wo die Schatten selig wohnen,“ statt: „Wo die reinen Formen wohnen,“ und in der 14. „in den Acherontschen Kahn,“ statt „in des Totenschiffes Kahn“.

Das Gedicht, welches Schiller hoch über alle seine anderen Schöpfungen setzte, welches Wilhelm von Humboldt ganz entzückte und hinriß, wurde vom Publikum nicht nur kalt aufgenommen, sondern auch aufs gröbste mißverstanden. Humboldt schrieb schon am 21. August in einem Brief voll begeisterter Anerkennung: „Daß dies

Digitized by Google

Gedicht nur für die Besten ist und im ganzen wenig verstanden werden wird, ist gewiß." Am 30. Oktober schreibt er wieder: „Daß das Reich der Schatten nicht würde verstanden werden, ließ sich voraussehen;" und am 15. November: „Dem Reich der Schatten war sein Urteil vorherzusagen: Es kann bei der jetzigen Stimmung der Leser nur für äußerst wenige gemacht sein; auch kann es nur entzücken oder gänzlich mißfallen."

Schiller hatte in der That keinen glücklichen Griff damit gethan, daß er die Platonische Ideenwelt, welche er in so tiefsinniger Weise hier mit seiner auf Kant ruhenden Grundanschauung zu verschmelzen wußte, als das Reich der „Schatten" bezeichnete. Schon dieser Ausdruck konnte selbst solche Leser irre führen, welchen die philosophischen Begriffe der Form, der Idee, des Wesens geläufig genug waren, die sie aber unter dieser Verkleidung nicht wieder erkannten. Dazu kam die ausdrückliche Vergleichung der intelligiblen Welt der Schönheit mit den elysischen Gefilden, in welchen nach einer mystischen Lehre des Altertums die präexistierenden Seelen verweilen, bevor sie in das Leben eintreten. Dies war freilich nur ein Vergleich, jedoch ein sehr gefährlicher, da das Gedicht in seiner früheren Form ohnehin genug Veranlassung bot, das Reich der Ideale mit dem Totenreich zu vergleichen. In der späteren Fassung ist dieser Vergleich stehen geblieben (4. Strophe), da aber das Ganze durch die Wegschaffung der „Schatten" an Verständlichkeit gewonnen hatte, so konnte er hier nicht mehr schaden. Schiller war zwar ganz und gar abgeneigt, dem Urteil des großen Publikums und der flachen Berliner Kunstrichter Konzessionen zu machen; allein die Verkennung dieses Gedichtes war ihm doch zu stark. In einem Briefe vom 29. November spricht er den Wunsch aus, Humboldt möchte von den schiefen Auslegungen Veranlassung nehmen, ein paar Worte ins

Digitized by Google

Publikum hineinzusprechen. Es könne dabei nichts schaden, wenn der Inhalt einer jeden Strophe ordentlich in vernehmlicher Prosa ausgesprochen würde. Humboldt verriet in seiner Antwort vom 11. Dezember nicht viel Neigung zu diesem Geschäft und ließ es bei unbestimmten Versprechungen bewenden. A. W. Schlegel schrieb eine Rezension des Gedichtes für die Horen und entwickelte in dieser den philosophischen Inhalt des Gedichtes; aber die „Schatten" waren und blieben dem Publikum anstößig, so daß Schiller sie endlich entfernte. In der ersten Leipziger Ausgabe (1800) lautete die Überschrift: „Das Reich der Formen". Am Schluß der dritten Strophe stand bereits: „In des Ideales Reich," und am Anfang der dreizehnten Strophe: „Wo die reinen Formen wohnen". Damit war nun aber auf die Anschaulichkeit verzichtet, die Schiller seiner Ideenwelt hatte geben wollen; denn wenn er auch mit seinem Schattenreich nichts weniger hatte bezeichnen wollen als das Totenreich, so sollten uns doch die seligen Schatten Elysiums als ein Bild dienen, durch welches die rein begreiflichen Formen für unser geistiges Auge mit einem ätherischen Leib bekleidet wurden. Es war daher durchaus konsequent und richtig, daß er in der zweiten Bearbeitung den ganzen Nachdruck auf den Gegensatz von Ideal und Leben legte und das Reich der Formen oder der Schatten nur in einer Einleitung erscheinen ließ. Dadurch erhielt das Gedicht eine bessere Rundung als es ursprünglich hatte; der schlimmste Anlaß von Mißverständnissen war zugleich mit zahlreichen Mängeln im einzelnen beseitigt, und die abstrakte Fassung fiel nicht mehr unangenehm auf. Als das Gedicht jedoch in dieser Form erschien, war das Interesse für die Ideendichtung schon fast völlig vorüber, sodaß man bei rein litteraturgeschichtlicher Betrachtung nicht umhin kann, sich lediglich an die erste Fassung zu halten. Dem philo-

Digitized by Google

sophischen Zweck dagegen entspricht die letzte besser, während sie uns zugleich eine vollkommenere Dichtung giebt.

---

3. Erläuternde Bemerkungen.

Wir halten uns hier an einzelne Teile des Gedichtes, da die Besprechung des Ganzen nach seinem philosophischen Gehalte der Einleitung zufällt. Dagegen scheint es passend, auch die später weggefallenen Verse der ursprünglichen Dichtung zu berücksichtigen.

Str. 2: „Wenn sich Lunens Silberhörner füllen, Muß die andere Hälfte Nacht umhüllen? Wird die Strahlenscheibe niemals voll?" — Zu diesen Versen bemerkte Humboldt: „Strahlenscheibe ist wohl nicht eigentlich gebraucht. Soviel ich glaube, gebraucht man es nur für Flächen, und der Vollmond ist allerdings eine vollkommen erleuchtete Strahlenscheibe, wenn auch die andere Hälfte des ganzen Mondkörpers dunkel bleibt." Schiller antwortet darauf: „Strahlenscheibe statt Strahlenkugel ist kein Versehen, sondern eine Betrügerei von mir. Wenn Sie achtgeben, so werden Sie finden, daß in dieser Stelle zwei ganz verschiedene Sachen als eine vorgestellt werden: Die Phasen des Mondes und dann seine notwendige Verfinsterung auf der Mitternachtseite, die auch beim Vollmond ist. — Hätte ich also gesagt: wird die Strahlenkugel niemals voll? so hätte ich nicht von seinen Hörnern sprechen können; ich hätte sagen müssen: wenn des Mondes eine Halbkugel beleuchtet wird, muß die andere Halbkugel Nacht sein? Aber da quälte mich der Reim zu sehr, und ich half mir durch einen Kniff, der freilich nicht der feinste ist." Der Sinn der Verse würde demnach etwa der sein: „Wenn der Mond voll wird, muß dann notwendig die andere Seite in Nacht gehüllt sein? Werden wir niemals einen wirklichen Voll-

Digitized by Google

mond haben?" Der Begriff des wirklichen Vollmonds ist dem Begriff eines Vollmonds ohne Nachtseite untergeschoben. Dieser Kniff ist aber nicht nur etwas stark, sondern er verfehlt auch den poetischen Zweck. Die Phantasie läßt sich nicht täuschen, und der Vers: „Wird die Strahlenscheibe niemals voll?" fordert den Widerspruch des Verstandes heraus. — Die Verse: „Nein, auch aus der Sinne Schranken führen Pfade aufwärts zur Unendlichkeit" — sind nur ein matter und nicht ganz treffender Ausdruck für Schillers Lieblingsgedanken: Auch in dieser Welt, in welcher Vernunft und Sinnlichkeit im Kampfe liegen, kann sich der Geist zu einem Zustande der Harmonie von Vernunft und Neigung emporschwingen. Die aufwärts führenden Pfade lassen den Übergang mühsam und allmählich erscheinen, den Schiller sonst stets unter dem Bilde eines plötzlichen Fluges darstellt. Es ist hier vielleicht zugleich an die mühsame Vorbereitung des noch mit der Sinnlichkeit kämpfenden Menschen gedacht, aber gerade dadurch entsteht dann Unklarheit und dadurch Mattigkeit. Die letzten zwei Zeilen: „Die von ihren Gütern nichts berühren, Fesselt kein Gesetz der Zeit" klingen in dieser Kürze zu asketisch und tragen dazu bei, den Leser auf falsche Fährte zu bringen. „Güter der Zeit" nennt der Dichter die Güter, welche das Leben bietet, nicht schlechthin, sondern nur in Beziehung auf ihren vergänglichen Teil. Wer sich an den Stoff hält, dessen Genuß unterliegt dem Gesetz des Stoffes, der Vergänglichkeit. Wer aber sein Interesse nur der reinen Form der Dinge zuwendet, hat das Unvergängliche erfaßt. Diesen Gedanken giebt die folgende Strophe in schöner mythischer Einkleidung wieder.

Str. 3: „Frei sein in des Todes Reichen" mögen jene Leser, welche das Gedicht total mißverstanden, vielleicht als ein Asyndeton gefaßt haben, statt: und frei sein u. s. w., worauf dann allerdings die Deutung des ganzen Gedichtes

Digitized by Google

auf das Totenreich möglich wurde. Es ist aber nicht nur unzweifelhaft, sondern für jeden denkenden Leser vollkommen klar ausgedrückt, daß hier gerade das Leben im Gegensatz zu dem Reich des Ideals (der Formen, der Schatten) als das Reich des Todes aufgefaßt wird, entsprechend dem in Strophe 7 (alter Zählung) ausgedrückten Gedanken. — Den unmittelbaren Anschluß dieser Strophe an die erste haben einige Kritiker hart finden wollen. Dies kann aber höchstens beim ersten Lesen der Fall sein. Der Gedankengang ist weit einfacher und bündiger als bei Einschaltung der zweiten Strophe. Bei den (1) Göttern sind Vernunft und Neigung im ewigen Einklang; (2) dem Menschen dagegen droht die Gefahr, der Sinnlichkeit zu unterliegen; (3) aus dieser Gefahr kann er sich jedoch durch Erfassung des Idealen retten. An diesem Gedankengang ist nicht das Mindeste auszusetzen. Das Fehlen der Übergangswörter ist in der Poesie selbstverständlich, und selbst beim ersten Lesen dürfte die abgekürzte Fassung einen bessern Eindruck machen als die ursprüngliche.

Str. 4: „Die Gestalt." Unzweifelhaft war Schiller, obwohl er nur die Kantische Philosophie selbständig studiert hatte, durch die häufigen Unterhaltungen mit Wilhelm von Humboldt tief in die Anschauungen Platos eingeweiht. Die Spuren der Einwirkung griechischer Philosophie treten in unserem Gedicht weit bedeutender hervor als in irgend einem der philosophischen Aufsätze Schillers, und so haben wir hier auch wohl den Ausdruck „Gestalt" im Sinne des griechischen ἰδέα oder εἶδος aufzufassen. Kant reicht hier zur Erklärung nicht aus. Ihm ist die Form der Gegenstände, auf welche allein sich das Geschmacksurteil bezieht, entweder Gestalt oder Spiel, erstere die räumlichen, letztere die zeitlichen Verhältnisse umfassend. Die Zeichnung der Gestalt und die Komposition des Spieles machen den eigentlichen Gegenstand des reinen Geschmacksurteils aus. (Vgl. Krit. d. Urteilskraft, Werke

Digitized by Google

VII, S. 69.) Hier ist aber die Gestalt nicht nur der Umriß der wirklichen Dinge, auf welchen sich das ästhetische Urteil bezieht, sondern das von allem Stofflichen und Zufälligen geläuterte göttliche Urbild der Dinge, welche das Auge des Geistes abgetrennt von den Erscheinungen der Wirklichkeit anschauen kann. „Gestalt" ist also hier soviel als Idee. Schiller hat jedoch sicher den Ausdruck nicht nur des Reimes wegen gewählt, sondern um zugleich den Begriff, um den es sich handelt, in voller Lebendigkeit und Schärfe hinzustellen. Dies war durch die Ausdrücke „Form" oder „Idee" nicht zu erreichen, da man bei ersterem, wenn es nicht durch Zusätze (die „reinen Formen") näher bestimmt wird, nur an die Umrisse der wirklichen Dinge, bei letzterem dagegen nur an den logischen Begriff oder gar nur an eine vage Vorstellung einer Sache zu denken pflegt. Schiller mußte daher wenigstens an der entscheidenden Hauptstelle die abgegriffenen Ausdrücke vermeiden und hätte deshalb schwerlich einen besseren wählen können, als „Gestalt", ein Ausdruck, bei dem wir ja häufig an eine geisterhaft von der Wirklichkeit abgelöste Erscheinung der Dinge zu denken pflegen. Die vollkommene Gestalt (Idee) der Dinge wird uns Menschen zum Ideal, sofern wir sie im Geiste anschauen und zum Vorbild oder Ziel unseres Schaffens und Handelns erheben. Daher ist das Reich der Gestalten (objektiv) zugleich auch (subjektiv) das Reich des Ideales.

Str. 5 der älteren Fassung war wieder sehr geeignet, das Mißverständnis des Gedichtes zu fördern und mußte daher fallen, obwohl sie formell vortrefflich gelungen ist. „Jene fürchterlichen Scharen" sind nicht, wie Viehoff meint, „die ewig wechselnden, nie befriedigenden Erscheinungen der Sinnenwelt," sondern ganz einfach die mythischen Schatten des Totenreiches, welche hier bildlich den geistigen Tod bezeichnen, dem der sinnliche am Stoff

Digitized by Google

klebende Mensch verfällt (vgl. den Mythus Proserpina in Str. 3). Ebenso läßt sich gewiß nicht leugnen, daß uns der Dichter mit den Pfaden, die durch das Grab hindurch zum Leben führen und mit dem seligen Vergessen der Vergangenheit absichtlich an Elysium und den Lethequell erinnern will; nur daß diese Vorstellungen wieder nicht um ihrer selbst willen geweckt werden, sondern als Bilder eines Zustandes unseres Gemütes. Obwohl daher dieser Vers mit dem „Reich der Schatten" fallen mußte, so behält er doch für die Interpretation des Ganzen seine Richtigkeit.

Str. 6 giebt durch die Zeile: „Die in dieses Heiligtum sich flüchten" deutlich genug zu verstehen, daß es sich um ein „Reich der Schatten" handelt, zu dem uns kein Höllenrichter den Zugang wehrt, welches vielmehr dem Menschen, der es zu finden weiß, beständig offen steht.

Str. 7. Daß der Körper ein Grab und das irdische Leben ein Leben des Todes sei, war bei den Griechen schon früh eine verbreitete Vorstellung. Plato, der mehrmals die spielende Ableitung des Wortes σῶμα (Körper) von σῆμα (Grabdenkmal) anführt (Kratyl. 400 B, C, Gorg. 493 A.) leitet diese Vorstellungsweise aus der Schule des Orpheus, des Stifters der Mysterien her; auch citiert er einen Ausspruch des Euripides:

Wer weiß denn, ob das Leben nicht ein Sterben ist;
das Sterben aber Leben?

An diese religiösen Vorstellungen knüpfte sich späterhin die Anschauung, daß die Seelen vor ihrem Eingange in das irdische Leben in strahlender Vollkommenheit im Elysium weilen, während sie nach dem Tode in der Unterwelt erst durch einen langen Prozeß der Läuterung wieder von der Befleckung durch die Verbindung mit dem Körper befreit werden müssen, um dann endlich durch das Elysium hindurch aufs neue an die Oberwelt gesandt zu werden. Diese Art der Seelenwanderung ist in einer sehr bekannten

Digitized by Google

Stelle der Aeneide (VI 724 ff.) von Virgil geschildert worden, und daher hat ohne Zweifel Schiller die Vorstellung von einem Wandeln der noch nicht ins Leben eingetretenen Seelen am stygischen Strome entlehnt. Plato bringt die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele im Phädon (p. 72 u. f.) in einer diesen Anschauungen verwandten Weise mit seiner Ideenlehre in Verbindung, indem er lehrt, daß all unser Wissen im Grunde nur stückweise Erinnerung ist an die vollkommenen Anschauungen, welche unsere Seele genoß, als sie vor der Vereinigung mit dem Körper in der Welt der reinen Formen (Ideen) lebte.

Str. 8. Die drei ersten Zeilen dieser Strophe haben den Auslegern viel Not gemacht, und es läßt sich nicht leugnen, daß der Ausdruck klarer sein könnte. Viehoff vermißt im 1. Vers die adverbiale Bestimmung „auf immer" und nimmt an, der Sinn sei: „Nicht uns auf immer vom Kampfe zu entbinden, sondern nur, wenn wir erschöpft sind, uns zu erquicken, wehet uns hier der Siegeskranz." Dann soll sich das „hier" auf die Wirklichkeit beziehen, während es sich in der vorigen Strophe auf das Reich des Ideals bezieht. Wollte man das „hier" auch an dieser Stelle auf das Reich des Ideales beziehen, dann, meint er, müsse man den Sinn so fassen: „Hier erscheint der Sieg nicht um den Kampf auf einige Zeit zu unterbrechen, sondern um den (vom Leben) Erschöpften (für immer) zu erquicken." In dieser äußerst gezwungenen Erklärung verrät sich nun aber ein Mißverständnis des ganzen Gedichtes. Die beiden ersten Zeilen können nicht wohl anders genommen werden, als Viehoff sie in erster Linie interpretiert hat; dagegen kann das „hier" ohne große Härte doch nur auf das Reich des Ideals bezogen werden. Ein „auf immer" ist in der ersten Zeile nicht nötig. Es ist eben einfach ein Kampf ins Auge gefaßt, in welchem wir im Leben

Digitized by Google

beständig verstrickt bleiben, selbst in den Momenten thatsächlicher Ruhe. Der Vers kann also nicht auf die einzelnen Kämpfe des Lebens gehen, denn jeder derselben findet durch Sieg oder durch Unterliegen sein Ende. Nur von dem großen Kampf des Lebens selbst, dem Kampf unserer geistigen Natur mit der sinnlichen, werden die Glieder niemals entstrickt. Das Bild ist von zwei Ringern entnommen, die wohl einen Augenblick einhalten und aufatmen, aber den Griff am Gegner nicht lockern. Sonach ist in diesen Versen mit klaren Worten gesagt, daß auch die Flucht in das Reich des Ideals den Kampf zwischen Vernunft und Neigung nicht aufhebt, sondern nur wohlthätig unterbricht. Wäre dieser Gedanke Viehoff nicht ganz unpassend vorgekommen, so würde er mit den Worten nicht so viel Not gehabt haben. Ist er aber wirklich so unpassend? Im Gegenteil! Er giebt uns den Schlüssel zu dem ganzen Gedicht und ist geradezu unentbehrlich. Allerdings ist das Reich des Ideals, objektiv gedacht, unvergänglich und ewig; allein es ist auch nur objektiv gedacht. Für den in das Leben verwickelten Menschen ist es nur der Möglichkeit nach, als intelligible Welt immer vorhanden.

Wirklich hineinflüchten kann er sich nur in den kurzen Augenblicken der Ruhe, allein diese Augenblicke haben den Wert der Ewigkeit, weil sich in ihnen der Mensch mit dem Ewigen und Vollkommenen verbindet, seinen Geist mit der Anschauung desselben durchdringt und den Kampf des Lebens vergißt. Es ist sonach kein Widerspruch, wenn der Sieg des Geistes im Reich des Ideals ein definitiver, völlig zweifelloser ist, während der duftige Kranz dieses Sieges doch weiter nichts thun kann, als den Menschen auf einen Augenblick erquicken, ohne ihn thatsächlich dem Kampf des Lebens zu entreißen. Es ist uns ja nur die Idee eines vollkommenen Sieges

Digitized by Google

gegönnt, durch deren Anschauung wir uns mitten im Kampfe schon im Geiste an das letzte Ende desselben versetzen. Daß dies der wahre Sinn der Worte sei, kann um so weniger zweifelhaft erscheinen, als wir gerade in diesem Gegensatz einer unvollkommenen Wirklichkeit und einer gedachten Vollkommenheit einen alten Lieblingsgedanken Schillers wiederfinden; in welchem er den Kantianismus anticipierte, längst bevor er Kant studiert hatte (Vgl. Hoffnung und Genuß in der Resignation). Die folgenden Verse erklären sich danach von selbst, und nur ein zweites Mißverständnis Viehoffs veranlaßt uns noch zu einer Bemerkung. Weil nämlich Schiller in seinen Abhandlungen nur dem Erhabenen die Macht zuschreibt, uns über die Sinnenwelt zu erheben, während das Schöne uns in ihr gefangen hält, so wundert sich Viehoff darüber, daß hier der Hügel der Schönheit erflogen werden soll. Er findet die Lösung darin, daß hier das Idealschöne im Gegensatz zu dem Schönen der Wirklichkeit gemeint sei; und daß im ersteren nach Schillers Ausdruck „sich das Erhabene verliere". Die Sache ist aber weit einfacher, da es sich hier nicht um den moralischen Sieg des Geistes über die Sinne handelt, sondern um die ästhetische Aufhebung des Gegensatzes zwischen Geist und Sinnlichkeit. Gerade diese Aufhebung des Gegensatzes, die Erlangung des reinen göttlichen Gleichgewichtes zwischen Vernunft und Neigung wird durch die Flucht in das Reich des Ideals dargestellt, und der Übergang aus dem Kampfe der Wirklichkeit in die versöhnte Ruhe der Schönheit ist nach Schillers stets festgehaltener Anschauung ein Sprung oder ein Flug, eine plötzliche und wunderbare Versetzung des Geistes in eine höhere Sphäre. Dieser Aufflug zur ähstetischen Betrachtungsweise der Dinge ist von der bloßen Erhebung des Geistes über die Sinnlichkeit zu unterscheiden.

Str. 9 u. 10. Hier wird nun der Wettkampf um ein-

Digitized by Google

zelne irdische Ziele dem Ideal entgegengestellt. Mit diesen Strophen die vorangegangene zusammenzufassen, wie es Kuno Fischer thut (Schiller als Philosoph) ist unrichtig, da Str. 8 den gesamten Kampf des Lebens ins Auge faßt und zu den vier folgenden Strophenpaaren gemeinsam gehört.

Str. 11 u. 12. Sehr mit Unrecht hat Götzinger diese Strophen durch das Beispiel eines Geschichtschreibers u. eines Dichters so erläutern wollen, als ob für jenen nur die erste, für diesen nur die zweite Strophe gelte. Daß in der ersten neben der Kunst auch die Wissenschaft erwähnt sei, nehmen Viehoff und K. Fischer an. Ersterer bedauert, daß nicht in der entsprechenden Strophe auch von dem blitzartigen plötzlichen Erkennen die Rede sei, um den Gegensatz zu vervollständigen. Den Gedankengang der ersten Strophe findet er nicht lobenswert, da zuerst von der Kunst, dann von der Wissenschaft, dann wieder von der Kunst die Rede sei. In der That beruhen all diese angeblichen Mängel nur auf Viehoffs mangelhafter Auffassung. Sobald man annimmt, daß in beiden Strophen nur von der Kunst die Rede ist, steht alles im besten Einklang. Die Erwähnung des tief versteckten Bornes der Wahrheit darf uns nicht irre machen. Dieses mühevolle Forschen nach der Wahrheit gehört eben mit zu den Vorarbeiten des Künstlers. Die Wissenschaft ist hier nur insofern mitbegriffen, als auch der Forscher schließlich nach einer vollendeten Form der Darstellung seiner Resultate ringt und so zum Künstler wird, wie der Künstler im Stadium der Vorarbeiten Forscher ist. Vollkommenes Licht über Schillers Meinung verbreitet eine längere Stelle aus der Abhandlung über die notwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen, XII, S. 111 u. ff. Wir entnehmen dieser Stelle folgende Sätze: „Selbst der Künstler und Dichter, obgleich beide nur für das Wohlgefallen bei der Betrachtung arbeiten, können nur durch

Digitized by Google

ein anstrengendes und nichts weniger als reizendes Studium dahin gelangen, daß ihre Werke uns spielend ergötzen ..... (Der Jüngling von echtem Genius) studiert, wenn die Natur ihn zum plastischen Künstler ausstattete, den menschlichen Bau unter dem Messer des Anatomikers, steigt in die unterste Tiefe, um auf der Oberfläche wahr zu sein, und fragt bei der ganzen Gattung herum, um dem Individuum sein Recht zu erweisen. Er behorcht, wenn er zum Dichter geboren ist, die Menschheit in seiner eigenen Brust, um ihr unendlich wechselndes Spiel auf der weiten Bühne der Welt zu verstehen, unterwirft die üppige Phantasie der Disziplin des Geschmackes und läßt den nüchternen Verstand die Ufer ausmessen, zwischen welchen der Strom der Begeisterung brausen soll.

Str. 13 u. 14. Humboldt hatte bei diesen Strophen Bedenken. „Mein ganzer Zweifel," schreibt er, „beruht darauf, ob in der 13. (muß heißen 14.) Strophe das Gebiet der Schönheit das ästhetische Reich bestimmt genug angedeutet ist? oder ob die Ausdrücke, vorzüglich der Vers: ‚In die Freiheit der Gedanken' nicht ein wenig zu allgemein sei? Der Sinn nämlich, denke ich, kann kein anderer als folgender sein: der bloß moralisch ausgebildete Mensch gerät in eine ängstliche Verlegenheit, wenn er die unendliche Forderung des Gesetzes mit seiner endlichen Kraft vergleicht. Wenn er sich aber zugleich ästhetisch ausbildet, wenn er sein Inneres, vermittelst der Idee der Schönheit, zu einer höheren Natur umschafft, so daß Harmonie in seine Triebe kommt, und was vorher ihm bloß Pflicht war, freiwillige Neigung wird, so hört jeder Widerstreit in ihm auf. Diesen letzten Zustand, dünkt mich, haben Sie nicht bestimmt genug bezeichnet. Zwar sichert teils der Geist des ganzen Gedichtes, teils die Stelle: ‚Nehmt die Gottheit u. s. w.' den sehr aufmerksamen Leser, nicht in ein Mißverständnis zu verfallen; aber, und dies

Digitized by Google

sollte doch sein, er wird nicht genötigt, nur allein den rechten Sinn aufzufassen, er kann sich doch bei dieser Stelle noch immer bloß das denken, was Kant in seiner Sprache, ‚einen guten reinen Willen erlangen' nennt, und was Sie doch hier nicht meinen. Auch haben Sie in allen anderen Stellen, wo die ähnliche Gedankenfolge war, (Str. 10, 12, 16) die Schönheit entweder selbst genannt oder doch ganz bestimmt bezeichnet." Schiller antwortete: „Das, was Sie an der Strophe von Sittengesetz tadeln, ist gar nicht ohne Grund, wenigstens vergleichsweise mit den drei anderen Strophen läßt diese den Gedanken etwas zweideutig. Anfangs hieß es:

Aber laßt die Wirklichkeit zurücke,
Reißt euch los vom Augenblicke.

Aber dieses fand ich zu prosaisch und auch nicht anschaulich genug. Mir däucht, daß die Freiheit der Gedanken doch weit mehr auf das Ästhetische, als auf das rein Moralische hinweist. Dieses wird durch den Begriff frei vorzugsweise bezeichnet. Die vier letzten Zeilen dieser Strophe waren schon vorher von mir geändert worden, und diese Veränderung steht auch schon in dem zum Druck abgeschickten Exemplar. Vielleicht hätten Sie weniger gegen die Strophe eingewendet, wenn Sie jene Veränderung gleich mitbekommen hätten." Schiller teilt dann die letzten fünf Zeilen in der Form mit, wie sie in den Horen zuerst abgedruckt wurden. Wie sie ursprünglich gelautet haben, wissen wir nicht. Jedenfalls streifte diese Fassung noch mehr an das „rein" Moralische, als diejenige, welche uns erhalten ist. Bemerkenswert ist, daß Schiller an den beiden höchst wichtigen Strophen, auf welche sich Humboldts Tadel bezieht, nachmals nicht das mindeste mehr geändert hat. Sie stehen in der zweiten Ausgabe der Gedichte unverändert so, wie sie in den Horen gestanden haben. Die meisten Er-

Digitized by Google

klärer haben sich durch diese Stellen des Briefwechsels irre führen lassen, und die zu oberflächliche Auffassung des Gedichtes als Versifikation rein ästhetischer Ideen mag darin einen scheinbaren Anhalt finden, daß Schiller und Humboldt hier beide sich gegen eine moralische Deutung zu verwahren scheinen. Und doch sind nicht nur diese Strophen im eminentesten Sinne moralisch, sondern das ganze Gedicht ist es. Schiller protestiert nur gegen die „rein" moralische Auffassung, und das ist ein durchaus verständlicher, wenn auch ungenauer Ausdruck zur Bezeichnung des Kantischen Standpunktes in der Moral, der bei dem Gesetz und Gegensatz desselben zur Natur stehen bleibt, während der ästhetisch-moralische Standpunkt neben und über dem Kampfe der Pflicht mit der Neigung die Versöhnung derselben verlangt, eine Versöhnung, die freilich vollkommen nur in der Idee, in der „Freiheit der Gedanken" stattfinden kann, d. h. in einer intelligiblen Welt, in welche sich der ästhetisch gebildete Mensch, wie der Poet in den Himmel des Zeus versetzen kann, so oft er will, in welchem er jedoch nicht beständig verharren kann, da ihn das Leben immer wieder in seine Fluten reißt und die Zeit in ihren Wirbelsturm.

Str. 15 u. 16. „Der heiligen Sympathie erliege das Unsterbliche in euch!" Die Sympathie ist nach Schillers Anschauung, so gut wie die unmittelbare Schmerzempfindung, etwas rein Natürliches. Sie steht dem ruhigen Bewußtsein der unerschütterlichen Würde des freien Geistes entgegen. Dies Bewußtsein ist das Unsterbliche in uns. Es unterliegt der Sympathie, und es mag ihr immerhin auf Augenblicke unterliegen, denn die Sympathie ist keine gemeine Neigung, sondern eine heilige, weil sie ein Band zwischen den Menschen flicht und so der Kultur die wichtigsten Dienste leistet. Im Reiche der Schönheit jedoch kann auch die Sympathie

Digitized by Google

jene Wirkung nicht mehr üben, weil wir auch im Untergang des Helden nur den Sieg seines Geistes gewahren.

Str. 17 u. 18. In diesen Strophen ist unter mythischer Form das höchste Ziel des ganzen Gedankenganges enthalten. Sie führen uns zum Olymp zurück, dessen vollendetes Glück dem Menschen unerreichbar ist. Wir haben dann gehört, daß es dennoch für den Menschen einen Ersatz dieser Seligkeit giebt, jedoch nicht in der Wirklichkeit, sondern nur im Reich der Ideale; aus welchem ihn das Leben jedoch sehr bald wieder zurückruft. Es sind anfangs nur Augenblicke, in welchen ihn des Sieges duftiger Kranz erquickt; aber in diesen Augenblicken genießt er die Unendlichkeit. Wenn er nun aber durch diesen Genuß nicht erschlafft und weichlich wird (Vgl. den Aufsatz von den notwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen); wenn er vielmehr stets bereit ist, wo es not thut, den großen Kampf des Lebens, den Kampf der Vernunft mit der tierischen Natur; der Form mit dem Stoffe, aufs neue durchzukämpfen; dann wird ihm endlich jener höhere Zustand des Geistes zum dauernden Eigentum, in welchem seine Neigungen mit der Vernunft im Einklang sind und der Seelenfrieden nicht mehr von den Sinnen gestört wird, weil er in Schmerz und Lust stets nur das geistig Bedeutende, die reinen Formen zu erfassen weiß.

Der Genius.

Wir haben gesehen, daß das Gedicht „Das Ideal und das Leben" nichts weniger ist, als eine Versifikation der ästhetischen Briefe, geschrieben, um den Übergang zur Poesie zu finden. Es ist eine durchaus freie künstlerische Produktion, in welcher die Quintessenz der gesamten

Digitized by Google

Philosophie Schillers in größerer Tiefe und vollkommenerer Abrundung als in den Prosaschriften niedergelegt ist. Erst nach Vollendung dieser in ihrer Art einzig dastehenden Schöpfung begann Schiller, der die Brücke zur Poesie bereits im Juni gefunden hatte, nunmehr sein eigenes Dichtertalent genauer zu prüfen. Hatte Goethes Beispiel ihn im Juni, bei Vollendung der ästhetischen Briefe, zur Dichtung getrieben, so trieb es ihn jetzt, wo er sich seines eigenen Talentes wieder völlig bewußt geworden war, zum Nachdenken, zur Vergleichung. Sein erweiterter Gesichtskreis und die Gewohnheit, alles im Großen anzuschauen, brachten ihn darauf, den Gegensatz, den er hier so unmittelbar vor sich hatte, zu einem welthistorischen zu erweitern. Die Frucht dieser Bemühungen wurde abermals in einer großen ästhetischen Abhandlung niedergelegt, in dem Aufsatz *über naive und sentimentalische Dichtung*, der schon anfangs September den Dichter beschäftigte. Den Keim dieses neuen Gedankenganges haben wir in dem Gedichte: „Der Genius" vor uns, Viehoff sagt: der Gegensatz von Natur und Kultur sei in der Abhandlung auf das *Ästhetische*, in diesem Gedichte dagegen auf das *Sittliche* angewandt. Wir dürfen dabei jedoch nicht vergessen, daß Schiller beide Gebiete als eins auffaßt. Hat er auch nicht, wie Kuno Fischer behauptet, den ethischen Standpunkt zuletzt im ästhetischen aufgehen lassen, so hat er doch die *Kunst* und das *handelnde Leben* unter den gleichen Gesichtspunkt gestellt, sofern sowohl die sittlichen Grundsätze als auch die ästhetischen auf beiden Gebieten ganz dieselbe Rolle spielen. Auf beiden ist der niedere ästhetische Zustand der spielenden Einfalt die erste Stufe; dann folgt der bewußte Kampf zwischen Form und Stoff, zwischen Vernunft und Sinnlichkeit als zweite und endlich der höhere ästhetische Zustand der freien Versöhnung von Geist und Natur als der dritte. Die erste Stufe ist die der unschuldsvollen

Digitized by Google

Kindheit, der naiven Natur und des Genius. Die zweite Stufe umfaßt den ganzen Kampf des Lebens, die moderne Kultur und die unter dem Einflusse der Reflexion stehende Kunst. Die dritte liegt noch jenseits unserer Erfahrung. Wir können sie im Ideal erfassen, aber nicht im Leben und — dies darf man ja nicht außer Augen lassen — rein und vollständig auch nicht in der ausübenden Kunst. Diese vermag das Ideal nur vollkommen auszudrücken, wo der Künstler, wie durch ein Wunder der Natur, mitten in unserem reflektierenden Zeitalter naiv geblieben ist. „Naiv muß jedes wahre Genie sein, oder es ist keines. Seine Naivität allein macht es zum Genie, und was es im Intellektuellen und Ästhetischen ist, kann es im Moralischen nicht verleugnen. Unbekannt mit den Regeln, den Krücken der Schwachheit und den Zuchtmeistern der Verkehrtheit, bloß von der Natur oder dem Instinkt, seinem schützenden Engel, geleitet, geht es ruhig und sicher durch alle Schlingen des falschen Geschmacks, in welchen, wenn es nicht so klug ist, sie schon von weitem zu vermeiden, das Nichtgenie unausbleiblich verstrickt wird.“ (Naive und sentimentalische Dichtung XII, S. 129.) Daß umgekehrt auch unser Gedicht auf das Ästhetische (d. h. auf das Gebiet der Kunst, in welchem das Ästhetische vorwaltet) Anwendung erleidet, zeigt am deutlichsten die ursprüngliche Fassung des Schlusses:

Herrschen wird durch die ewige Zeit, wie Polyklets Regel,
Was du mit heiliger Hand bildest, mit heiligem Mund
Redest, wird die Herzen der Menschen allmächtig bewegen,
Du nur merkst nicht den Gott, der dir im Busen gebeut,
Nicht des Siegels Gewalt, das alle Geister dir beuget,
Einfach gehst du und still durch die eroberte Welt.
Aber blind erringst du, was wir im Lichte verfehlen,
Und dem spielenden Kind glückt, was dem Weisen mißlingt.

„Polyklets Regel,“ der berühmte Kanon der Proportionen, war in der Natur eines nackten Knaben, ver-

Digitized by Google

mutlich des Lanzenträgers (doryphoros) verkörpert. Sie ist hier freilich nur bildlich angeführt, und die Anführung fiel später aus; allein der Grund dafür liegt nur in dem metrischen Fehler (Polyklet als Daktylus), und wir sehen doch an dem Bilde, auf welchem Boden sich der Geist des Dichters befand. Auch der neuere Schluß, welcher in formeller Hinsicht weit vollendeter ist, kann nicht wohl anders als zunächst auf die Dichtung bezogen werden.

Bemerkenswert ist noch, daß Schiller hier von der Freiheit des Dichters Gebrauch macht, einen Gegenstand nicht verstandesmäßig zu erschöpfen, sondern ein Moment der Wahrheit bedeutungsvoll hervorzuheben und in abgerundeter Gestalt hinzustellen. Der Vorteil fällt in unserem Gedichte ganz auf die Seite des Naiven, der Natur im Gegensatz zur Schule, obwohl Schiller die Stufe der Reflexion im Grunde als eine höhere anerkannte. Das Gedicht gilt wesentlich dem Ruhm des Genius, daher auch die ursprüngliche Überschrift „Natur und Schule" durch die gegenwärtige ersetzt werden konnte. Humboldt hatte auf die Unvollständigkeit des Gedankenganges aufmerksam gemacht; allein Schiller antwortete (den 7. September) in einer Weise, welche uns den Dichter schon im Übergewicht über den Philosophen zeigt: „‚Das Reich der Schatten' ausgenommen, ist mir ‚Natur und Schule' unter meinen Gedichten das liebste. Was Sie an diesem Gedichte noch ausgeführt gewünscht hätten, würde es dem Philosophen zwar befriedigender machen, aber seine einfache Form zerstören und auch den poetischen Zweck beeinträchtigen. Die Auflösung soll durch das Herz, aber nicht durch den Verstand verrichtet werden, die Betrachtung, daß der Mensch sich von der Natur entfernen mußte, kann nie verhindern, daß der Verlust jenes reinen Zustandes nicht schmerzt, und nur an diesen hält sich der Poet."

Digitized by Google

Die Ideale.

Humboldt, der am tiefsten in den Gedankenkreis Schillerscher Philosophie eingeweiht war, vermochte diesem Gedichte am wenigsten Geschmack abzugewinnen; Goethe, der Dichter, stellt es umgekehrt unter den verwandten Produktionen am höchsten. Der Grund liegt ohne Zweifel darin, daß das Gedicht, ganz aus dem gewohnten philosophischen Gedankenkreise abbiegend, eine rein individuelle Stimmung wiedergiebt. So pflegte Goethe zu dichten, und in der individuellen Lebenswahrheit liegt auch in der That das eigentlich Poetische. Wir hätten das Gedicht kaum in den engeren Kreis hineinziehen dürfen, den wir hier behandeln, wenn es nicht eben die „Ideale" behandelte und sonach des verwandten Stoffes wegen von Interesse sein muß. Selbst wenn die Ideale hier etwas ganz anderes sind, als im Reich der Schatten, so verdient schon eben dies bei einem der nämlichen Periode angehörigen Gedichte eine Besprechung.

Humboldt wollte sich nicht gestehen, daß seine geringe Sympathie für das Gedicht auf der Fremdartigkeit des Inhaltes beruhe; denn als konsequenter und durchgebildeter Anhänger des Formalprinzips in der Ästhetik mußte er die Anforderung an sich stellen, das Gedicht lediglich nach der Vollendung zu beurteilen, mit welcher es seinem eigentümlichen Zwecke entsprach. Dies that er auch, allein er kam nicht mit sich aufs reine. In einem Briefe vom 31. August schreibt er: „Auch die strengste Kritik muß gewiß gestehen, daß es ein sehr schönes Gedicht ist, und eben dies auch sagt mir mein Gefühl. Nur vermisse ich die gedrängte Fülle, den Schwung, den raschen Gang, mit einem Worte den eigentümlichen Charakter, an dem ich, auch unter lauter Musterwerken, doch Ihre Arbeit leicht erkennen würde. Freilich rührt dies wohl von dem Gegenstande

Digitized by Google

selbst her, und insofern dies ganz der Fall ist, entspringt der Eindruck, den es auf uns machte (Humboldt spricht zugleich im Namen seiner Frau) aus einer einseitigen Beurteilung. Nur ob jene Vorzüge nicht auch mit diesem Stoff zu vereinen waren, darüber bin ich zweifelhaft, und auf diese Möglichkeit gründet sich meine Kritik. Wie es da ist, scheint mir die Wirkung weniger auf seinen dichterischen Vorzügen, als auf dem Interesse zu beruhen, welches eine so menschliche und das Gefühl so stark angreifende Stimmung notwendig mit sich führt. Es hat unleugbar, wie auch der Eindruck auf Goethe beweist, etwas sehr Rührendes, ich zweifle nur, ob dies Rührende nicht auf eine zu überwiegende Weise aus dem Stoff und weniger aus der Form entspringt. Es hat einen so nahen Bezug auf Sie, die Empfindung ist so schön und natürlich, der Ausdruck so wahr, daß meinem Herzen kein anderes Stück Ihrer Hand eigentlich so wert ist." Er gesteht dann weiterhin, daß er selbst fürchte, sein Urteil sei mißraten.

Schiller giebt gerade den entscheidenden Punkt nicht zu. Er bestreitet, daß das Gedicht bei diesem Inhalt eine andere Form hätte haben können (7. September): „Was Sie über die Ideale urteilen, daß ihnen Stärke und Feuer fehlt, ist sehr wahr, aber es wundert mich, daß Sie es mir als Fehler anmerken. Die Ideale sind ein klagendes Gedicht, wo eigentlich Gedrängtheit nicht an ihrer Stelle sein würde. Auch kenne ich aus Altem und Neuem aus diesem Genre nichts, dem Sie nicht eben diesen Vorwurf machen könnten. Die Klage ist ihrer Natur nach wortreich und hat immer etwas Erschlaffendes, denn die Kraft kann ja nicht klagen." Weiterhin meint er dann, das Gedicht sei zu subjektiv wahr, um als eigentliche Poesie beurteilt werden zu können: „denn das Individuum befriedigt dabei ein Bedürfnis, es erleichtert sich von einer Last, anstatt daß es in Gesängen von

Digitized by Google

anderer Art vom inneren Überfluß getrieben dem Schöpfungsdrange nachgiebt." In diesen Worten wird gerade das Wesen der Goetheschen Poesie als etwas bezeichnet, was der eigentlichen Poesie fremd ist. Man denke nur an Goethes „Füllest wieder Busch und Thal," an „Wanderers Nachtlied" oder auch an Produkte wie „Werthers Leiden". Humboldt und Schiller zeigen sich hier beide infolge der zu schroffen Scheidung von Form und Stoff in ihrem Urteil befangen. Humboldt greift die Form an, weil er seine Kritik nur dann berechtigt glaubt, wenn diese besser hätte sein können. Schiller verteidigt in dem nämlichen Punkte seine Künstlerehre so hartnäckig, daß er lieber den poetischen Wert des ganzen Gedichtes preisgiebt, als daß er gestehen sollte, er hätte nicht alles aus dem Stoffe gemacht, was sich daraus machen ließ. Beide Männer beachten nicht genug, daß auch in der Art und Weise einer Empfindung selbst, schon vor aller künstlichen Bearbeitung, eine Fülle formaler Elemente enthalten sein kann, die der ästhetischen Beurteilung ebenfalls unterliegt. Es ist dies der Punkt, in welchem sich Form-Ästhetik und Gehalts-Ästhetik begegnen. In der naiven Dichtung sind ja nach Schillers eigener Theorie von vorn herein schon Form und Stoff, Kunst und Natur mit einander im engsten Bunde, und die künstlerisch gestalteten Empfindungen sind vor allen Dingen individuell wahr und erhalten ihre Objektivität eben nur dadurch, daß das dichtende Individuum noch ein reines Muster seiner Gattung ist. Man findet alle ästhetischen Rätsel dieses Gedichtes gelöst, sobald man annimmt, daß sich Schiller in demselben in die Gattung des Naiven verirrte.*) Hier mußten dann freilich seine Erzeugnisse

*) Der Inhalt des Gedichtes darf uns bei diesem Urteil nicht stören. Schiller hat selbst anerkannt, daß man, wie z. B. in Goethes Werther, einen sentimentalischen Stoff naiv behandeln könne.

Digitized by Google

für ein freundliches aber unbefangenes Urteil, wie dasjenige Humboldts, eine gewisse Inferiorität zeigen, die aber doch nicht in der bewußten Behandlung ihren Grund hatte, sondern in dem unbewußten ersten Wurf der Empfindung. In dieser Beziehung konnte Schiller Goethe niemals gleichkommen, eben weil ihm das spezifisch poetische, das „Genie", nach seiner eigenen Definition desselben (vgl. Bemerkung zum vorhergehenden Gedicht) in geringerem Grade eigen war. Oder behandelt nicht Goethes eben erwähntes Gedicht „An den Mond" einen überraschend ähnlichen Stoff? Ist es nicht so individuell wahr, daß wir die Umstände, aus denen es hervorging, und den Ort, wo es entstand, noch heute genau angeben können? Gehört es nicht zu den Produkten, durch deren Schöpfung Goethe nach gewohnter Weise sein Gemüt von einer Last erleichterte? Und dennoch, wie poetisch ist dies Gedicht! Wie weit ist es, gerade „als eigentliche Poesie beurteilt," Schillers „Idealen" überlegen! In diesem Punkte also irrte auch Schiller, der sonst in objektiver Selbstbeurteilung so stark war. Es hätte allerdings aus dem Gegenstand mehr werden können, aber nicht durch die bewußte Behandlung, sondern durch noch tiefere, zartere, innigere Empfindung. In einer Zeit, in welcher man Goethes Gedichte noch so frisch vor sich hatte, konnte also ein aufrichtiger Kritiker den Idealen keinen so hohen Rang anweisen, als Schillers Dichtungen von einer ihm eigentümlichen Gattung; während andererseits darüber, daß das Gedicht denn doch sehr große Verdienste hat, kein Zweifel aufkommen durfte. Was aber die individuelle Wahrheit des Gedichtes betrifft, so werden Humboldt und Schiller darin gewiß recht behalten, daß sie diese den Idealen übereinstimmend vindizieren. Ihrem in diesem Punkte so schwer wiegenden Urteil gegenüber geht Julian Schmidt gewiß zu leichtfertig zu Werke, wenn er das Gedicht als einen bloßen

Digitized by Google

„poetischen Klingklang" ohne alle Wahrheit bezeichnet (Schiller und seine Zeitgenossen, S. 317).

Von dem Gedichte „Die Ideale" gilt übrigens ganz dasselbe wie von „Natur und Schule" in noch erhöhtem Maße: der Dichter hat nur eine Seite der Wirklichkeit in poetischer Auffassung hervorgehoben. Er war jedoch hier zu dieser künstlerischen Abrundung eines Teiles seiner Erfahrungen um so mehr berechtigt, da das Gedicht sich an die Empfindung wendet, die es nur mit den einzelnen Momenten unseres Lebens zu thun hat, nicht mit dem Ganzen, welches durch die Vernunft erfaßt wird. Für die unmittelbare Wirkung des Gedichtes ist deshalb auch keine Erklärung, keine geistige Verarbeitung erforderlich, wie sie „Das Ideal und das Leben" voraussetzt. Für unseren Zweck dagegen ist es unerläßlich, das Verhältnis dieses engeren Gedankenkreises zu Schillers gesamter Weltanschauung kurz zu bezeichnen. Viehoff macht sich die Sache leicht, indem er erklärt: „Die Ideale, deren Flucht in diesem Gedichte beklagt wird, sind nicht mit dem Ideal zu verwechseln, welches der Dichter in ‚Ideal und Leben' der Sinnenwelt gegenüberstellt. Unter jenen versteht er die gefühl- und phantasievolle Ansicht der Natur und des Lebens, den glühenden poetischen Drang der Seele, die kühnen Entwürfe und Hoffnungen, wie sie nur der feurigen Jugendzeit eigen sind; während in dem zweiten Gedichte ‚der Schönheit stille Schattenlande, die Freiheit der Gedanken, die heiteren Regionen, wo die reinen Formen wohnen,' einen Gegensatz zu der Erscheinungswelt, zum wirklichen Leben, ‚des Todes Reichen, der Sinne Schranken' bilden." Aber jene „heiteren Regionen" sind nicht selbst die Ideale; sie sind nur das natürliche Reich der Ideale, die nicht in der Wirklichkeit wohnen, sondern in einer intelligiblen Welt rein geistiger Anschauung. Andererseits würden die kühnen Hoffnungen der Jugend nur mißbräuchlich „Ideale" ge-

Digitized by Google

nannt, wenn sie nicht auch etwas von jenen „reinen Formen" an sich hätten, deren natürliche Wohnstätte das Schattenreich der Schönheit ist. Die Jugend ist nicht nur hoffnungsreich, sondern ihr ist auch die Gabe verliehen, die Gegenstände der Wirklichkeit und die Vorstellungen von der Zukunft mit dem Glanz idealer Formen zu bekleiden. Ihr ist Ideal und Leben noch eins. Die Fortsetzung der Entwickelung ist die, daß der Zwiespalt erkannt wird, daß der Mensch mit Betrübnis einsieht, daß die Ideale sich aus der ihn umgebenden Wirklichkeit zurückziehen. Erst auf dieser zweiten Stufe ist er für die Auffassung des Reiches der reinen Formen gereift. Er strebt dann nach der dritten, die am Schluß von „Das Ideal und das Leben" durch den definitiven Sieg des Alciden angedeutet wird. (Vgl. Bemerkungen dazu.) Hier hält sich Schiller also wieder, ganz wie im „Genius", lediglich an das elegische Gefühl des Übergangs von der ersten zur zweiten Stufe, durch welches eine wehmutsvolle Klage entsteht, obwohl der Übergang ein notwendiger ist.

Die richtige Auffassung des Gedichtes tritt in der ursprünglichen Form weit deutlicher hervor als in der späteren, und doch sind die betreffenden Änderungen als Verbesserungen zu bezeichnen. Denn eben weil das Gedicht zur Empfindung sprechen soll, ist das zu schroffe Hervortreten des Gedankens nur als schädlich zu bezeichnen.

Str. 2 u. 3 lauteten ursprünglich statt der jetzigen Str. 2:

Erloschen sind die heitern Sonnen,
Die meiner Jugend Pfad erhellt;
Die Ideale sind zerronnen,
Die einst das trunkne Herz geschwellt;
Die schöne Frucht, die kaum zu keimen
Begann, da liegt sie schon erstarrt;
Mich weckt aus meinen frohen Träumen
Mit rauhem Arm die Gegenwart.

Digitized by Google

Die Wirklichkeit mit ihren Schranken
Umlagert den gebundnen Geist;
Sie stürzt die Schöpfung der Gedanken,
Der Dichtung schöner Flor zerreißt.
Er ist dahin, der süße Glaube
An Wesen, die mein Traum gebar,
Der feindlichen Vernunft zum Raube,
Was einst so schön, so göttlich war.

Hier tritt schon in dem Gegensatz von Wirklichkeit und Dichtung und in dem Ausdruck „die Schöpfung der Gedanken" die Reflexion zu sehr hervor; besonders aber in dem Ausdruck: „der feindlichen Vernunft", welcher Schillers ganze Theorie im Keime enthält und eben deshalb hier beseitigt werden mußte. — Die übrigen Varianten sind nur künstlerische Verbesserungen ohne Bedeutung für den Gedankengehalt.

In der ersten Strophe wird der Verlust der Jugend mit ihren Phantasien beklagt, in der zweiten der Verlust der Ideale, die den Pfad der Jugend erhellten. Dem strengen Gedanken nach sind die Phantasieen der Jugend von den Idealen zu unterscheiden. Die letzteren haben an sich eine bleibende Bedeutung; die ersteren sind vergänglich. Die Eigentümlichkeit der Jugend ist, daß die Kraft der Phantasie das Ideal in die Wirklichkeit hineinträgt, daß das Herz an die träumerisch verschönerte Umgebung glaubt, bis die rauhe Wirklichkeit sich geltend macht. Indem nun die Phantasieen zerstört werden, *scheinen* die Ideale mit zerstört. Sie sind wenigstens da nicht mehr, wo das Herz sie gesucht hat, und die Klage um ihren Verlust ist somit natürlich. Der erwachte Mensch sehnt sich nach dem schönen Traume zurück, bevor er sich in seinem neuen Zustande zurecht findet.

Das Bild von *Pygmalion*, dessen Statue auf sein Flehen von der Göttin belebt wird, ist zwar sehr schön, aber nicht völlig zutreffend, da dem Jüngling die Natur von selbst schon lebt und zwar um so mehr, je mehr wir

Digitized by Google

in die Kindheit zurückblicken. Daß jedoch das Leben der Natur aus unserem eigenen Geiste stammt, ist durch dies Bild vortrefflich ausgedrückt.

Wie nun die Ideale durch die Phantasie der Jugend in die gegenwärtige Umgebung hineingetragen werden, so auch in die noch herrlicher ausgemalte Zukunft; daher die Entwürfe, die Pläne der Jugend. Durch das Scheitern derselben wird wiederum zwar nicht das Ideal selbst vernichtet, wohl aber die Hoffnung, es da zu finden, wo der natürliche Sinn es suchte, nämlich im Leben selbst, zu dem es doch einen Gegensatz bildet. Die Ideale, welche den Wagen des Lebens sichtbar umtanzen, mußten sich mit dem Hervortreten der Wirklichkeit einstweilen verlieren, weil sie die Stelle derselben im Bewußtsein eingenommen hatten. Es beruht sonach auf einem fast unbegreiflichen Mißverständnisse, wenn Julian Schmidt, um das Gedicht als einen „poetischen Klingklang" darzustellen, die Bemerkung macht: „Schiller ist dem edlen Trieb des Ruhmes stets treu geblieben, er hat der Wahrheit nachgerungen, bis an sein Lebensende; andere Ideale, die er hier gar nicht nennt, z. B. die künstlerische Schönheit, waren das Glück seines Lebens, und wenn er in den „Idealen" klagt: „allzuschnell nach kurzem Lenze entfloh die schöne Liebeszeit" — gerade vier Jahre nachdem er aufs glücklichste verheiratet war — so wußte Lottchen sehr wohl, wie dergleichen Deklamationen zu nehmen seien; sie ließ sich auch durch das spätere ‚mit dem Gürtel, mit dem Schleier reißt der schöne Wahn entzwei!' nicht irren."

Das jugendliche Ideal des Ruhmes ist mehr als der „edle Trieb des Ruhmes". Es ist die Vorstellung eines mit unserem Thatendrang notwendig verknüpften, das geistige Streben mit Gerechtigkeit lohnenden Ruhmes. Dies Ideal zerrinnt, wenn sich für unseren Thatendrang das geträumte Feld nicht finden will, und

Digitized by Google

das hatte Schiller schon sehr früh erfahren, da er die Hoffnung in der großen Welt als Staatsmann eine Rolle zu spielen aufgeben und sich auf die Poesie zurückziehen mußte. Es zerrinnt ferner, wenn auch für eine wirklich bedeutende Leistung der Ruhm uns durch Ungunst der Zeitverhältnisse entgeht; hierüber konnte Schiller, nach dem Glück, welches er mit den „Räubern" gemacht hat, nicht klagen. Das Ideal zerrinnt aber endlich auch, wenn der Ruhm selbst uns in einem verdächtigen Lichte erscheint, indem wir sehen, daß er nur zu häufig Unwürdige trifft, und dies namentlich hatte Schiller aufs tiefste empfunden.*) Bedenken wir, daß, als Schiller dies Gedicht schrieb, seine jugendlichen Schöpfungen teils vergessen waren, teils von ihm selbst als verfehlt betrachtet wurden, daß sich in ihm ein bedeutendes und gerechtes Selbstgefühl mit gänzlicher Ungewißheit über die künftige Bahn seines Lebens verband, daß er seinen Wallenstein, seine Balladen und alles, was ihn später auf eine so gesicherte Höhe erhob, noch nicht hervorgebracht hatte, während er sich bewußt war, daß nur äußerst Wenige sein liebstes Produkt, „Das Reich der Schatten", schätzen würden; dann wird man nicht mehr zweifeln dürfen, daß gerade die Zeilen vom Ruhm die tiefste subjektive Wahrheit enthalten. Der Gedanke der Entweihung des Ruhmes auf gemeiner Stirn verrät uns bereits die ganze Bitterkeit, welche bald im Xenienſturme losbrach.

Wie es Schiller mit dem Ideal der Wahrheit ging, mögen uns die „Worte des Wahns" sagen, die er erst 1799 dichtete. Er hatte damals allerdings schon längst auch die „Worte des Glaubens" gefunden, allein das Ideal der Jugend geht auf eine absolute, die ganze

*) Erst wenige Jahre vorher hatte Kotzebue durch seine elenden Theaterstücke urplötzlich sich eine durch ganz Europa verbreitete Berühmtheit gewonnen.

Digitized by Google

Wirklichkeit enthüllende Wahrheit. Daß dies Ideal durch das Denken zerstört wird, ist ja eine der tiefstgewurzelten Anschauungen Schillers, und er hat sich niemals nehmen lassen, den Verlust des naiven Jugendglaubens an eine vollkommene Wahrheit als Dichter zu beklagen, wenn er ihn auch als Philosoph in seiner Notwendigkeit erkannte. Statt der „Liebe" hatte Schiller ursprünglich die „Minne" gesetzt, und dies ist vielleicht einer der wenigen Punkte, in welchen ihn Humboldt, der den Ausdruck nicht ernsthaft genug fand, zu einer Verschlechterung verleitete. Der „süße Lohn" paßt nur zur Minne, und die ganze Bedeutung dieses Ideals wäre bei der Anwendung des letzteren Ausdrucks kaum mehr einem Mißverständnisse ausgesetzt gewesen. „Liebe" paßt jedoch allerdings besser in den Klang, wir möchten sagen in die Tonart des Gedichtes, und man muß die Stelle schon ziemlich plump auffassen, um sie mißverstehen zu können, wie J. Schmidt es that. Das Jugendideal der Liebe oder der „Minne" vereinigt die Schwärmerei des Geistes mit dem Feuer der erwachenden Sinnlichkeit und verlangt, daß die Verhältnisse dem Herzen weichen. Dies Ideal zerrinnt, sobald sich zeigt, daß ein Gegenstand unserer sinnlichen Neigung nicht jene geistige Vollkommenheit oder nicht jene Übereinstimmung mit unseren Anforderungen hat, die der Rausch unserer Liebe ihm andichtete; es verschwindet, wenn ein geliebtes Wesen, welches uns geistig verwandt ist, nur Freundschaft, aber keine sinnliche Zuneigung zu uns fassen kann; es wird zerstört, wenn es sich zeigt, daß die Verhältnisse stärker sind als das Herz, und daß sie (auch ohne tragischen Untergang, bei welchem das Ideal der Liebe gerettet bleibt) ganz wohl imstande sind, zwei Liebende auseinander zu reißen. Schiller hatte diese Erfahrungen längst hinter sich, als er seine Frau kennen lernte; diese war ihm vor allen Dingen Freundin, und wenn sich auch diese Freundschaft allmählich in wahre

Digitized by Google

Liebe umwandelte, so war es doch eben nicht jenes zerronnene Ideal der jugendlichen Minne, das sich wieder einstellte, denn bei diesem muß eine sittlich gerechtfertigte und triumphierende Leidenschaft der Ausgangspunkt sein.

Treu blieb Schiller nur das Ideal der Freundschaft, die er frühe suchte und fand: das beweist vor allem das Verhältnis zu Körner; aber auch seine Frau (an die Viehoff, immerhin natürlicher als J. Schmidt hier zunächst gedacht hat), auch Humboldt und dessen Frau dürfen wir hier mit einschließen. Die „Beschäftigung" war jedenfalls, wenn sie sich überhaupt in der „luftigen Begleitung" befand, die einst den Lebenswagen des Jünglings umtanzte, nur das Aschenbrödel unter den Idealen; aber gerade der Umstand, daß sich hier neben der glänzenderen Freundschaft noch eine ganz unscheinbare Figur geltend macht, giebt dem Schluß des Gedichtes, welches Schiller nach seiner eigenen Erklärung absichtlich matt verklingen ließ, einen neuen Reiz. Der Wert des still schaffenden Hinlebens zeigt sich erst recht, nachdem die bunten Phantasien verflogen sind, und der Schluß mit diesem Bild einer ruhigen und gleichmäßigen Thätigkeit ist um so wohlthuender, als er uns die sichere Heilung des verwundeten Herzens durchblicken läßt. Wie wenig tief aber Julian Schmidt in Schillers Gedankenkreis eingedrungen ist, zeigt uns vor allem die Rüge, daß Schiller die künstlerische Schönheit hier nicht genannt habe. Dies Ideal ging ihm in seiner unvergänglichen Gestalt erst auf, nachdem die Ideale der Jugend zerronnen waren, nachdem er gelernt hatte, in der Anschauung der reinen Form der Dinge eine Befriedigung zu finden, welche das der Jugend eigene Streben nach dem Genuß nicht bietet. Der goldenen Zeit der Jugend ist die Schönheit von der Liebe, von dem Glück, von der beseelten antwortenden Natur unzertrennlich. Die Jugend will Stoff und Form in voller Einheit genießen und hat noch keinen Sinn für

Digitized by Google

die intelligible Welt, in welcher der mit dem Leben kämpfende Mann die Ideale wiederfindet. Eben deshalb hat sie auch noch keinen Sinn für die rein formale Schönheit, so sehr sie von der schönen Erscheinung gelockt und gefesselt wird. Schön ist der Jugend noch alles; aber erst wenn dieser vergängliche Schimmer weicht, der ihr die Wirklichkeit umhüllte: erst dann kann der Mensch im Schattenreich der Schönheit ihr ewiges Urbild wiederfinden. Die Schönheit ist die Idealität selbst, welche die Jugend noch nicht von den Dingen des Lebens unterscheidet. Durch die rauhe Wirklichkeit verwundet und belehrt, durch stille Beschäftigung geheilt und vorbereitet, finden wir, längst nachdem die Phantasien und Entwürfe der Jugend zerronnen sind, das Ideal der Ideale.

Digitized by Google

Nachwort des Herausgebers.

Die Vorbemerkung S. X erwähnten Korrekturfahnen, welche von verbesserten und unverbesserten Druckfehlern wimmeln, sind von meiner Schwester mit großer Sorgfalt abgeschrieben. Dabei sind doch ein paar Versehen vorgekommen, die sich erst bei der Revision herausgestellt haben.

S. 3 Z. 22 gehört zu der Erwähnung Kants die folgende Anmerkung:

> Wie der Leser aus dem Zusammenhang sieht, führen wir hier Kant noch nicht ein, um sofort auf Schiller als Kantianer überzugehen, sondern zunächst nur, um unsere eigene Ansicht, nach der wir das Verhältnis von Philosophie und Poesie in Schillers Erscheinung beurteilen, genetisch zu entwickeln. Wir werden jedoch den Vorteil benutzen, daß uns durch diese Darlegung des Kerns der Kantischen Philosophie späterhin manche mühsame Erörterung erspart wird.

S. 4 Z. 17 ist hinter Gesetz die Zeile ausgefallen:

„in der Brust jedes Menschen walte und daß dies thatsächlich vorhandene Gesetz"

S. 17 ist die erste Hälfte der Anmerkung ausgefallen:

> Bei diesem Anlaß auf den Gegensatz von Gehaltsästhetik und Formal-Ästhetik einzugehen, müssen wir uns versagen, doch sei kurz angedeutet, daß wir ihn relativistisch lösen.

Von Schillers Werken ist die Duodezausgabe von 1867 citiert; von Kants Werken die Rosenkranzsche. Die übrigen Citate konnten leider nur zum Teil verglichen und berichtigt werden.

Die Punkte auf S. 25 und 34 bezeichnen, daß hier der vorhandene Text mitten im Satz abbricht. Die Ergänzungen und Bemerkungen des Herausgebers sind durch eckige Klammern [ ] bezeichnet. Der Gedanke liegt nahe, daß Lange im Jahre 1874 einzelne Blätter dem Schillerkommentar einfach entnommen und dem Manuskript für die zweite Auflage der Geschichte des Materialismus eingereiht habe. Jedenfalls wird es dem Leser willkommen sein, wenn wir die beiden wichtigsten

Digitized by Google

Stellen über Schiller aus der Geschichte des Materialismus hier zum Abdruck bringen.

II 545:

Eins ist sicher: daß der Mensch einer Ergänzung der Wirklichkeit durch eine von ihm selbst geschaffene Idealwelt bedarf, und daß die höchsten und edelsten Funktionen seines Geistes in solchen Schöpfungen zusammenwirken. Soll aber diese freie That des Geistes immer und immer wieder die Truggestalt einer beweisenden Wissenschaft annehmen? Dann wird auch der Materialismus immer wieder hervortreten und die kühneren Spekulationen zerstören, indem er dem Einheitstriebe der Vernunft mit einem Minimum von Erhebung über das Wirkliche und Beweisbare zu entsprechen sucht.

Wir dürfen zumal in Deutschland an einer anderen Lösung der Aufgabe nicht verzweifeln, seit wir in den philosophischen Dichtungen *Schillers* eine Leistung vor uns haben, welche mit edelster Gedankenstrenge die höchste Erhebung über die Wirklichkeit verbindet und welche dem Ideal eine überwältigende Kraft verleiht, indem sie es offen und rückhaltlos in das Gebiet der Phantasie verlegt. Damit soll nicht gesagt sein, daß alle Spekulation auch *die Form* der Poesie annehmen müsse. Sind doch Schillers philosophische Dichtungen mehr als bloße Erzeugnisse des spekulativen Naturtriebes! Sie sind Ausströmungen einer wahrhaft *religiösen* Erhebung des Gemütes zu den reichen und ungetrübten Quellen alles dessen, was der Mensch je als göttlich und überirdisch verehrt hat. Mag sich immerhin die Metaphysik auch ferner noch an der Lösung ihrer unlösbaren Aufgabe versuchen! Je mehr sie theoretisch bleibt und mit Wissenschaften der Wirklichkeit an Sicherheit wetteifern will, desto weniger wird sie allgemeine Bedeutung zu gewinnen vermögen. Je mehr sie dagegen die *Welt des Seienden* mit der *Welt der Werte* in Verbindung bringt und durch ihre Auffassung der Erscheinungen selbst zu einer ethischen Wirkung emporstrebt, desto mehr wird sie auch die Form über den Stoff vorwalten lassen und ohne den Thatsachen Gewalt anzuthun, in der Architektur ihrer Ideen dem Ewigen und Göttlichen einen Tempel der Verehrung errichten. Die freie Poesie aber mag den Boden des Wirklichen völlig verlassen und zum Mythos greifen, um dem Unaussprechlichen Worte zu verleihen.

II 547:

Erblickt man den Kern der Religion in der Erhebung der Gemüter über das Wirkliche und in der Erschaffung einer

Digitized by Google

Heimat der Geister, so können die geläutertsten Formen noch wesentlich dieselben psychischen Prozesse hervorrufen, wie der Köhlerglaube der ungebildeten Menge, und man wird mit aller philosophischen Verfeinerung der Ideen niemals auf Null kommen. Ein unerreichtes Muster dafür ist die Art, wie Schiller in seinem „Reich der Schatten" die christliche Erlösungslehre zu der Idee einer ästhetischen Erlösung verallgemeinert hat. Die Erhebung des Geistes im Glauben wird hier zur Flucht in das Gedankenland der Schönheit, in welchem alle Arbeit ihre Ruhe, jeder Kampf und jede Not ihren Frieden und ihre Versöhnung finden. Das Herz aber, welches erschreckt ist durch die furchtbare Macht des Gesetzes, vor dem kein Sterblicher bestehen kann, öffnet sich dem göttlichen Willen, den es als das wahre Wesen seines eignen Willens anerkennt, und findet sich dadurch mit der Gottheit versöhnt. Sind diese Augenblicke der Erhebung aber auch vorübergehend, so wirken sie doch befreiend und läuternd auf das Gemüt, und in der Ferne winkt die Vollendung, die uns niemand mehr entreißen kann, dargestellt unter dem Bilde der Himmelfahrt des Herakles. — Dies Gedicht ist ein Produkt einer Zeit und einer Bildungssphäre, welche gewiß nicht geneigt waren, dem spezifisch Christlichen zu viel einzuräumen; der Dichter der „Götter Griechenlands" verleugnet sich nicht; es ist in gewissem Sinne hier alles heidnisch: und dennoch steht Schiller hier dem traditionellen Glaubensleben des Christentums näher, als die aufgeklärte Dogmatik, welche den Gottesbegriff willkürlich festhält und die Erlösungslehre als irrationell fahren läßt.

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.

Digitized by Google

Im Verlage von **Velhagen & Klasing** in **Bielefeld** und **Leipzig** erschien:

Schiller

Dem deutschen Volke dargestellt

von

Dr. J. Wychgram.

„Lasset euch sein Beispiel lehren, wie viel der Mensch über sich vermag."
Schillers Witwe an ihre Kinder (4. Aug. 1805).

Mit 48 Lichtdrucken und autotypischen Beilagen, sowie 206 Abbildungen im Text
(darunter vielen noch nicht veröffentlichten interessanten Porträts und Autographen).

Ein stattlicher Prachtband in feinem Halblederbande mit reicher Deckenpressung, Preis 12 M.

Litterarisches Centralblatt: „Eine in jeder Hinsicht würdige Schillerbiographie für weiteste Volkskreise ist in Wychgrams Werk geboten; es wäre zu wünschen, daß Palleskes weitverbreitetes Buch allmählich durch Wychgrams zweifellos empfehlenswertere Arbeit ersetzt würde."

Zeitschr. f. d. deutsch. Unterricht: „Wychgrams Schillerbiographie ist ein köstliches Geschenk an das deutsche Volk."

Pfarrhaus: „Kein deutscher Dichter erfreut sich einer ähnlichen Biographie."

Neue freie Presse: „Das, was Wychgram wollte, hat er wirklich erreicht. Seine schöne abgerundete Darstellung mutet uns in der That wie ein wahres, echtes Volksbuch für alle Gebildeten der deutschen Nation an. Stellenweise ist er geradezu von packender Kraft."

Im Verlage von **J. Bädeker** in **Leipzig** erschien:

Friedrich Albert Lange. Eine Lebensbeschreibung von **O. A. Ellissen.**

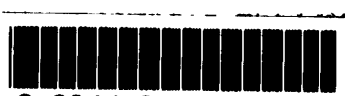
Ausgabe mit Porträt. 1891. Preis ungeb. 4 M. 50 Pf.

Wohlfeile Ausgabe ohne Porträt. 1894. Preis ungeb. 2 M. 50 Pf., geb. 3 M.

Digitized by Google

Digitized by Google

Kleist, Prinz von Homburg.
— Hermannsschlacht. Hera
Klopstock, Ausgewählte Dicht
mann.
Inhalt: Messias. Au
Klopstocks Leben und Werke
Leben und Werke. Von


3 2044 019 602 457

Körner, Zriny. Herausgegeben von Oberlehrer Dr. Carri. 60 Pf.
Lange, Einleitung und Kommentar zu Schillers Philosophischen Gedichten 1 M.
Legerlotz, Mittelhochdeutsches Lesebuch. 90 Pf.
Lessing, Laokoon. Herausgegeben von Direktor Professor Dr. A. Thorbecke. Mit einer Abbildung. 50 Pf.
— Minna von Barnhelm. Herausge. von Dir. Prof. Dr. A. Thorbecke. 50 Pf.
— Nathan der Weise. Herausg. von Dir. Prof. Dr. A. Thorbecke. 50 Pf.
— Ausgewählte Prosa (kleinere Schriften). Herausgegeben von Dr. F. Violet. I. Bändchen. 75 Pf.
Inhalt: Briefe, die neueste Litteratur betreffend.
— — Dasselbe. II. Bändchen. 75 Pf.
Inhalt: Abhandlungen über die Fabel. Wie die Alten den Tod gebildet.
— Hamburgische Dramaturgie. Herausg. v. Oberlehrer Dr. Otto Lyon. 80 Pf.
— Emilia Galotti. Herausgegeben von Dir. Prof. Dr. A. Thorbecke. 50 Pf.
Lessings Leben und Werke. Von Oberlehrer Dr. H. Löschhorn. — Herders Leben und Werke. Von Direktor Dr. R. Franz. 75 Pf.
Luther, Auswahl kleinerer Prosaschriften. Herausgegeben von G. Schöppa. 60 Pf.
Inhalt: Fabeln Äsops. Nutzen der Historien. Von Schauspielen. Von der Musik. Klageschrift der Vögel. Briefe an seinen Vater. Briefe aus Koburg. Briefe an den Markgrafen von Brandenburg. Briefe an seine Frau. Was man in den Evangelien suchen und erwarten soll. Sermon Sonntag Invokavit 1522. Über Dolmetschen und Fürbitten der Heiligen. Vorrede zu dem Psalter mit Nachschrift. Vorrede zu Epistel Sankt Pauli an die Römer. An die Ratsherren aller Städte deutschen Landes, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen.
Lyon, Auswahl deutscher Gedichte für Schulen, siehe unter Auswahl.
Matthias, Die patriotische Lyrik der Befreiungskriege. 75 Pf.
Mittelhochdeutsches Lesebuch. Mit Einleitung und Wörterbuch nebst einem Anhang von Denkmälern aus älteren und neueren Mundarten. Herausgegeben von Direktor Dr. G. Legerlotz. 90 Pf.
Mythologie, Deutsche, siehe unter Klee, Deutsche Mythologie.
Nibelungenlied. Im Auszuge. Übertragen und herausgegeben von Direktor Dr. G. Legerlotz. 80 Pf.
Nibelungenlied und Gudrun. Auszug für den Unterricht an höheren Mädchenschulen. Übertragen und herausgegeben von Direktor Dr. G. Legerlotz. Mit Beigaben aus Jordans Nibelungen, Hebbels Nibelungen und Geibels Gedichten. 90 Pf.
Prosa, Deutsche. I. Rednerische Prosa. Ausgewählt und herausgegeben von Direktor Professor Dr. J. Wychgram. 75 Pf.
Inhalt: Reden von Goethe, Schleiermacher, Graf Eulenburg, Kaiser Wilhelm I., Kronprinz Friedrich Wilhelm (Friedrich III.), Graf Moltke, Fürst Bismarck, K. Gerok, R. Kögel, O. Pank, B. Rogge.
— — Dasselbe. II. Patriotische Prosa aus den Jahren 1806—1815. Herausgegeben von Direktor Dr. Windel. 75 Pf.
Inhalt: Gneisenaus Denkschrift über den Krieg von 1806. Verteidigung Kolbergs. Wirken Steins. Ernst Moritz Arndt. Preußens edles Königspaar. Wirken Blüchers.
Rückert, Gedichte. Herausgegeben von Dr. B. Hubert. 75 Pf.
Schiller, Braut von Messina. Herau[illegible] 60 Pf.
— Demetrius. Herausgegeben von [illegible] 0 Pf.
— Don Carlos. Herausgegeben v[illegible] 5 Pf.
— Jungfrau von Orleans. Heraus[illegible] 0 Pf.
— Maria Stuart. Herausg. von [illegible] 0 Pf.
— Wilhelm Tell. Herausgegeben [illegible]ecke.
Mit Übersichtskarte. 0 Pf.

Digitized by Google

Schiller. Über naive und sentimentalische Dichtung. Herausgegeben von Dr. F. Violet. 60 Pf.
— Wallenstein. In 2 Bändchen. Herausgegeben von Rektor Dr. C. Michaëlis. I. Teil. 60 Pf.
— — Dasselbe. II. Teil. 60 Pf.
— Gedichte. Herausg. von Oberlehrer Dr. H. Löschhorn. Mit Porträt. 80 Pf.
— Historische Prosa I. Abfall der Niederlande. Herausgegeben von Dr. F. Violet. 1 M. 20 Pf.
— Kleine philosophische Schriften Herausg. von Prof. Dr. Imelmann. 60 Pf.
Inhalt: Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte? Über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen. Über die tragische Kunst. Über das Erhabene. Über die notwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen. Über den Nutzen schöner Formen. Über den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten.
— Briefe über Don Carlos. Herausgegeben von Prof. Dr. Schneidewin. 50 Pf.
Schiller in Zeugnissen seiner Zeitgenossen und in Selbstzeugnissen. Herausgegeben von Wilhelm Müller. 50 Pf.
Schillers Leben und Werke. Von Oberlehrer Dr. O. Lyon. 60 Pf.
Shakespeare, Richard II. Herausgegeben von Oberschulrat Dr. E. von Sallwürk. 50 Pf.
— Julius Cäsar. Herausg. von Oberschulrat Dr. E. von Sallwürk. 50 Pf.
— Heinrich IV. Herausgegeben von Oberschulrat Dr. E. von Sallwürk. I. Teil. 50 Pf.
— — Dasselbe. II. Teil. 50 Pf.
— Hamlet. Herausgegeben von Oberschulrat Dr. E. von Sallwürk. 75 Pf.
Sophokles, Antigone. In neuer Übersetzung von Dir. Dr. Hubatsch. 50 Pf.
— König Ödipus. In neuer Übersetzung von Direktor Dr. Hubatsch. 50 Pf.
Uhlands Gedichte. Herausgegeben von Prof. Dr. Richard Richter. Mit Porträt. 90 Pf.
— Herzog Ernst von Schwaben. Herausgegeben von Prof. Dr. Richard Richter. 50 Pf.
— Ludwig der Bayer. Herausgegeben von Dr. L. Fränkel. 50 Pf.
Volkslied, das deutsche. Ausgewählt und herausgegeben von Direktor Dr. Matthias. 75 Pf.
Walther von der Vogelweide und andere Lyriker des Mittelalters. Übertragen und herausgegeben von Direktor Dr. Gustav Legerlotz. 90 Pf.
Inhalt: Walther von der Vogelweide: Lieder; Leich; Sprüche; Sprüche und Lieder zweifelhaften Ursprungs; Stimmen über Walther. Kürenberg. Dietmar von Aist. Spervogel. Heinrich von Veldeke. Reinmar der Alte. Neidhart von Reuenthal. Lieder unbekannter Herkunft.
Wielands Leben und Werke. Von Dr. R. Boxberger. — Klopstocks Leben und Werke Von Oberlehrer Dr. Heinemann. 50 Pf.
Wychgram, Dir. Prof. Dr. J., Hilfsbuch für den Unterricht in der deutschen Litteraturgeschichte. 3. Auflage. 1 M. 25 Pf

---

Fernerer Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig:

In Geschenken für Lehrer und Schüler höherer Lehranstalten vorzüglich geeignet.

Das Nibelungenlied. Neu übertragen von Direktor Dr. G. Legerlotz. Elegant gebunden 3 M.
Gudrun. Neu übertragen von Dir. Dr. G. Legerlotz. Elegant gebunden 3 M.
Die Tragödien des Sophokles. In neuer Übersetzung von Direktor Dr. Hubatsch. Elegant gebunden 5 M. 50 Pf.
Homers Odyssee. In neuer Übersetz. v. Dir. Dr. Hubatsch. Eleg. geb. 3 M. 50 Pf.
— **Ilias.** In neuer Übersetzung von Dir. Dr. Hubatsch. Eleg. geb. 3 M. 50 Pf.
Horatius Flaccus, Q., Sermonen. Deutsch von C. Bardt. 2 Teile. I. Teil. Zwölf Satiren und das Buch von der Dichtkunst. Geheftet 1 M. 60 Pf. II. Teil. Die Episteln. Geheftet 1 M. 60 Pf.
Landwehr, H., Dichterische Gestalten in geschichtlicher Treue. Elegant geb. 3 M.
Franz, R., Der Aufbau der Handlung in den klassischen Dramen. Eleg. geb. 6 M.

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.

Google